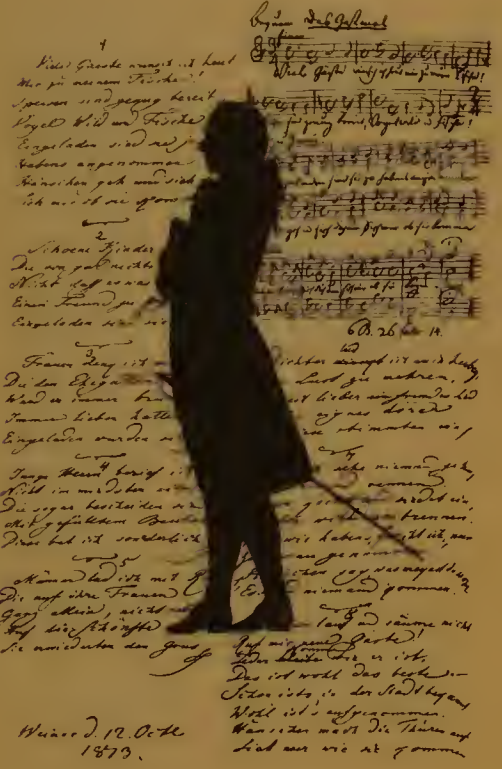
Goethe
Gedichte

Ein Lesebuch
Zusammengestellt von Friedhelm Kemp



dtv weltliteratur

Über dieses Buch

Die Vielfalt der Lyrik Goethes vor Augen zu führen ist das Ziel dieses Lesebuchs für Goethe-Freunde und solche, die es werden möchten. Mit äußerst hilfreichen, aber bewußt verhaltenen Erläuterungen begleitet Friedhelm Kemp seine sorgsam ausgewählte Gedichtsammlung. Chronologisch fortschreitend, werden immer wieder Schwerpunkte gesetzt: Ein Thema, ein Motiv, ein Stichwort gerät ins Blickfeld und eröffnet – auch für Kenner – überraschend neue Sehweisen.

Mit dieser Gedichtanthologie und der gleichzeitig im Taschenbuch vorgelegten Sammlung »Goethe, Leben und Welt in Briefen« (dtv 2087) gibt der erfahrene Herausgeber – selbst ein begeisterter Goetheaner – dem Leser zwei vortreffliche Werke zur Hand, die ihn sicher in den Bann des großen deutschen Klassikers ziehen.

Olaf Schrage
Finkenstraße 6
3067 Lindhorst
Telefon 05725/6606

E 1.50 cs
W
59

Goethe

Gedichte

Ein Lesebuch
Zusammengestellt von Friedhelm Kemp

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Johann Wolfgang Goethe
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die großen Weimarer Dramen (6100)
Frühe Dramen (6104)
Wilhelm Meisters Lehrjahre (2026)
Die Leiden des jungen Werther (2048)
Die Wahlverwandtschaften (2067)
Faust (2074)
Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe (6065)
Goethe · Leben und Welt in Briefen, zusammengetellt
von Friedhelm Kemp (2087)

Mai 1981
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 1979 Carl Hanser Verlag, München, Wien
ISBN 3-446-12848-4
Umschlaggestaltung: Celestino Piatti unter Verwendung einer Goethe-Silhouette von 1780 und der Originalhandschrift des Gedichts »Viele Gäste wünsch ich heut«
(Goethe-Museum, Düsseldorf)
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-02088-1

I

»Gedichte sind gemalte Fensterscheiben . . .«

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

So beginnt das Gedicht in freien Rhythmen, das Goethe am 15. September 1780 an Charlotte von Stein sandte, von einer Inspektionsreise nach Kaltennordheim im Harz, wo die Bewässerungsanlagen zu besichtigen waren. Goethe ist damals schon über vier Jahre als Beamter des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach tätig. Geheimer Legationsrat im Conseil, hat er zugleich die Oberaufsicht über sämtliche Bergwerksangelegenheiten, die Kriegskommission und das Straßenbauwesen. Vor solchem Hintergrund muß man diese Ode auf die dichterische Einbildungskraft sehen, der Goethe später die Überschrift »Meine Göttin« gegeben hat.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,

Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Törin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumentäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leichtnährenden Tau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen,

Oder sie mag,
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände
Und tausenfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen,
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus.

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

»Hochgefühl« nennt Max Kommerell in seinem Buch »Gedanken über Gedichte« den inneren Zustand, dem Goethes freie Rhythmen entspringen und auf den sie gestimmt sind; ein Hochgefühl, das in jeder der großen Hymnen seiner frühen Jahre einen neuen mythischen Horizont entwirft. Hier geschieht dies

dadurch, daß die Phantasie als eine Tochter des Zeus unter die Götter eingereiht wird. Das Gedicht preist und feiert die Phantasie in ihrer ewig beweglichen Lebendigkeit als die treueste Gefährtin nicht nur des Dichters, sondern des Menschen überhaupt.

Der Einbildungskraft diesen Rang, dieses Amt und diese Würde zuzusprechen, war durchaus neu. Bis dahin rief der Poet, nach antikem Vorbild, meist die Muse an; doch blieb es da in der Regel bei einem Zeremoniell, dem weiter keine Bedeutung zukam. Hier ist es anders, verbindlicher; denn Goethe meint es ernst, wenn er der Phantasie als einer oberen Seelenkraft des Menschen das Vermögen zuschreibt, ihn vom Joch der Notdurft zu befreien.

Konnte, durfte er aber auf die Dauer, wenn sein Leben und Dichten Bestand gewinnen sollte, der Phantasie allein als seiner Führerin sich anvertrauen? Die Forderung »L'imagination au pouvoir!« – »Die Einbildungskraft an die Macht!« –, wie sie im Mai 1968 an den Wänden der Pariser Universität zu lesen stand, wäre gewiß nicht sein Wahlspruch gewesen; zumal ja praktische Machtausübung, in einem überschaubar begrenzten Bereich, ihm selbst geläufig war.

Als Goethe sich im Alter das Besondere der östlichen Poesie zu vergegenwärtigen suchte, schrieb er in den »Noten und Abhandlungen« zu seinem »West-östlichen Divan«:

Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche *Geist* nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier sind alle übrigen Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgendeine, das eigentümliche Recht behauptend, hervorträte.

Welchem »oberen Leitenden« der Mensch sich anvertrauen solle, darum ging es schon 1784/85, als Goethe mit einem Epos beschäftigt war, das uns in fragmentarischer Gestalt unter dem Titel »Die Geheimnisse« überliefert ist. In dieser Dichtung sollte ein Orden von Rittermönchen geschildert werden, deren jeder einer anderen Religion angehört und die doch gemeinsam, um einen Bruder namens Humanus geschart, einem sie alle vereinigenden Höheren dienen, dem einen wahren Menschheitsglauben, der sich zeitlich und räumlich in verschiedenartigen Ausprägungen entfaltet.

Als Goethe 1787 im Begriff stand, die erste Ausgabe seiner Schriften zu veranstalten, löste er die einleitenden Strophen der »Geheimnisse« ab und setzte sie als Vorspruch zu seinem bisherigen Gesamtwerk an den Beginn des ersten Bandes. Die Strophenform der »Geheimnisse« ist der ottava rima, dem streng gebauten Achtzeiler der italienischen Renaissance-Epik nachgebildet, der aus

sechs überkreuz reimenden Zeilen und einem abschließenden Verspaar mit neuem Reim besteht. Das als selbständiges Gedicht abgelöste Exordium erhält nun den Titel »Zueignung«.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor,
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor.
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er, leise sich hinabzuschwingen;
Hier teilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

»Kennst du mich nicht?« sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß,
»Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde,
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?«

»Ja!« rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, »lang' hab' ich dich gefühlt:
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich *sein,*
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.«

Sie lächelte, sie sprach: »Du siehst, wie klug,
Wie nötig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!«

»Verzeih mir«, rief ich aus, »ich meint' es gut.
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,

Ich kenne ganz den Wert von deinen Gaben.
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?«

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht getan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Tale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

»Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!«
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
»Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes-Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,

Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.«

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

An die »Pflicht des Mannes« erinnert die Wahrheit den Dichter, und es dürfte nicht schwer sein, in diesem Gedicht einen ersten Versuch zur Lösung jenes Konfliktes zwischen Dichter und Weltmann, innerer Welt und äußerer Tätigkeit zu sehen, den Goethe wenige Jahre später in seinem Schauspiel »Torquato Tasso« dramatisch entfaltet hat; als einen Prozeß, in welchem der Phantasie, wo sie sich absolut gebärdet, das Urteil gesprochen wird.
Das Gleichnis des Schleiers, der, in die Luft geworfen, den Freunden die Welt verwandelt, hat ein neuerer Dichter, Stefan George, aufgegriffen und zu einem Gedicht gestaltet, das, um das Fortleben eines großen Motivs zu bezeugen, zitiert sei. Freilich geht es hier, bei diesem siebenten der »Standbilder« in dem Gedichtkreis »Der Teppich des Lebens«, in erster Linie um die wechselnde Vielfalt dessen, was Dichtung beschwört: Östliches, Südliches, Modernes, Antikes . . . Das Gedicht trägt die Überschrift »Der Schleier«; der hier spricht, ist nicht näher bestimmt – ist es eine Frau? Die Muse? Eher doch wohl der Dichter selbst. Das Gedicht beschließt den »Teppich des Lebens« und ist auf seine Weise auch eine ars poetica.

Ich werf ihn so: und wundernd halten inne
Die auf dem heimischen baumfeld früchte kosten . . .
Die ferne flammt und eine stadt vom Osten
Enttaucht im nu mit kuppel, zelt und zinne.

Einst flog er so empor: und öde schranken
Der häuser blinkten scheinhaft durch die nässe
Es regte sich die welt in silberblässe –
Am vollen mittag mondlicht der gedanken!

Er wogt und weht: und diese sind wie hirten
Der ersten tale, jene mädchen gleiten
Wie sie die einst im rausch der Göttin weihten . .
Dies paar ist wie ein schatten unter mirten.

Und so gewirbelt: ziehen sie zu zehnen
Durch dein gewohntes tor wie sonnenkinder –
Der langen lust, des leichten glückes finder . .
So wie mein schleier spielt wird euer sehnen!

Dieses Motiv des Schleiers, des verbergend offenbarenden Nebelflors, bleibt für Goethes Auffassung vom Wesen der Dichtung zeitlebens bestimmend; die Belege ließen sich häufen, und wir werden ihm unvermeidlicherweise noch öfter begegnen. Auch der Wahrheit gelegentlich. Nicht mehr allerdings, wie in der »Zueignung«, als einer feierlich mahnend göttlichen Erscheinung, sondern beiläufig, halb versteckt, in der Menge, drüben . . .

Wenn ich auf den Markte geh
Durchs Gedränge
Und das hübsche Mädchen seh
In der Menge,
Geh ich hier, sie kommt heran,
Aber drüben;
Niemand sieht uns beiden an,
Wie wir lieben.

»Alter, hörst du noch nicht auf!
Immer Mädchen!
In dem jungen Lebenlauf
War's ein Käthchen.
Welche jetzt den Tag versüßt,
Sag's mit Klarheit.«

Und da es auf »Klarheit« nur den einen Reim gibt, den wir schon kennen, wie sollte der Dichter anders antworten als –

Seht nur hin, wie sie mich grüßt:
Es ist die Wahrheit!

Das klingt scherzhaft, vergnüglich, leicht hingesagt, wie Goethe es im Alter, seit dem »West-östlichen Divan«, liebt und auch in diesem, 1820 mit anderen kleinen Parabeln veröffentlichten Gedicht praktiziert. Die offensichtliche Quelle, die ein findiger Bibelkenner früh entdeckt hat, läßt erkennen, daß Goethe bei dem, was ihn hier anspricht, sich weniger am bloß Gedanklichen als an dem Bild, dem Vorgang, inspiriert, um diesen dann dialogisch zu spiegeln. Es handelt sich um eine Stelle aus dem sechsten Kapitel im Buch der Weisheit: »Denn die Weisheit ist schön und unvergänglich, und läßt sich gern sehen von denen, die sie lieb haben, und läßt sich finden von denen, die sie suchen. Ja, sie begegnet und gibt sich selbst zu erkennen denen, die sie gerne haben. Wer sie gern bald hätte, braucht nicht viel Mühe; er findet sie vor seiner Tür auf ihn warten . . . Denn sie gehet umher und sucht, wer ihr wert sei, und erscheinet ihm gern unterwegen, und hat acht auf ihn, daß sie ihm begegne.«
»Die Weisheit ist nur in der Wahrheit«, heißt es in Goethes Maximen. Es handelt sich also, unter beiderlei Namen, immer um dieselbe Dame, dasselbe Mädchen, das sich »gern sehen läßt von denen, die sie lieb haben«.
Zur gleichen Gattung kleiner Parabeln gehört auch das etwas später entstandene Gedicht, das, zur Mahnung und Aufforderung an die Leser von Gedichten, als beherzigenswerter Merkvers uns noch eine Weile beschäftigen soll. Ebenfalls ein launiges Gedicht, ein bekanntes zudem und oft zitiertes, und eben deshalb meist als altbacken gemeinplätzig abgetan.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergetzt die Augen!

Betrachtet man diese Verse im Licht ihrer eigenen Worte, von innen, so kann einem nicht entgehen, daß die gemalten Fensterscheiben und der aus Morgenduft

und Sonnenklarheit gewebte Schleier das eine gemeinsam haben, daß sie transparent, durchscheinend sind: »Bedeutend wirkt ein edler Schein.« Und dies ist nun, wie nicht selten bei Goethe, ein Vers, wo jedes einzelne Wort Gewicht hat und in weite Zusammenhänge deutet. Denn das merkt man ja gleich, daß hier mit »Schein« nicht nur die durch das hereinfallende Sonnenlicht verursachte Farbigkeit der Kirchenfenster gemeint ist – mit »Geschichte und Zierat«, Fabel und Form – sondern zugleich der schöne, der edle »Schein« der Kunst überhaupt; das gleiche, was Goethe sonst auch, mit einem anderen der Optik entlehnten Bild, den Reflex, den Widerschein, den »farbigen Abglanz« nennt.

Nur im Widerschein das Schöne
Sehen, lieben und begehren,
Ist denn das so große Schuld?

»Bedeutend wirkt ein edler Schein.« – »Bedeutend« ist ein Lieblingswort Goethes im Alter, das ebenfalls mehreres zugleich besagt. Einmal meint das Bedeutende das Ansehnliche, Gewichtige, Gehaltvolle, darüber hinaus jedoch das zur Deutung auffordernde Symbolische, jedes Vorkommnis, sei es Szene oder Gestaltung, das auf ein Höheres, Ungreifbares, doch als wirkend Empfundenes gleichsam transparent ist. Eine Gebärde ist bedeutend, wenn sie als Fingerzeig, als Wink verstanden werden kann. So auch das Gedicht, so die Sprache des Dichters überhaupt: mehr oder minder durchlässig für Bedeutungen, die wir bewußt oder bewußtlos heraushören oder in sie hineinlegen.

Hiermit hängt dann zusammen, daß das Geheimnis, das Rätselhafte überhaupt für Goethe stets einen ganz besonderen Reiz hatte; worauf vor allem der Kanzler von Müller in seinen Aufzeichnungen nachdrücklich hingewiesen hat:

»Diese Neigung bildete sich in ihm zur überlegten Maxime aus; ich hörte ihn oft behaupten: ein Kunstwerk, besonders ein Gedicht, das nichts zu erraten übrig ließe, sei kein wahres, vollwürdiges; seine höchste Bestimmung bleibe immer: zum Nachdenken aufzuregen, und nur dadurch könne es dem Beschauer oder Leser recht lieb werden, wenn es ihn zwinge, nach eigner Sinnesweise es sich auszulegen und gleichsam ergänzend nachzuschaffen.«

Damit soll nun keineswegs einer überall auf Doppeldeutigkeiten, Zwielichtiges versessenen Auslegekunst das Wort geredet sein, sondern lediglich darauf hingewiesen werden, daß Goethes Dichtung in Wortwahl und Satzfügung solchen anspielungsreich bedeutenden Zwischen- und Obertönen, die sich eben als solche meist nicht aufdrängen, einen großen Teil ihres Zaubers verdankt. Man darf auch vermuten, daß wohl bei keinem zweiten Autor seiner Zeit eine

ähnliche Menge höchst eigenwilliger Abweichungen vom allgemein üblichen oder als korrekt empfundenen Sprachgebrauch anzutreffen ist. Man hat dafür in der Jugend genialische Willkür, im Alter künstelnde Eigenbrötelei verantwortlich gemacht; der tiefere Grund ist in Goethes Auffassung und Praxis der Sprache zu suchen. Gewiß war er sein Leben hindurch wie kein anderer auf Form, Gestalt, Proportion bedacht, aber da Gestaltung ihm immer schon Verwandlung, Umgestaltung war, drückt wohl ein spätes, »Lied und Gebilde« überschriebenes Gedicht des »West-östlichen Divan« seine Gesinnung und sein Verfahren, aufs Ganze seines Werkes gesehen, am glücklichsten aus.

Mag der Grieche seinen Ton
Zu Gestalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern sein Entzücken;

Aber uns ist wonnereich
In den Euphrat greifen,
Und im flüss'gen Element
Hin und wider schweifen.

Löscht' ich so der Seele Brand,
Lied, es wird erschallen;
Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

Weil ihm die Sprache »flüssiges Element« war, ließ dieser Dichter sich von Grammatikern, Metrikern, Lexikographen kein Gesetz vorschreiben. Goethes immense sprachliche Erfindungskraft speist und bereichert sich aus einem unentwegten Bedürfen, Benötigen, Brauchen, aus einem bis zuletzt ungebrochen sich erneuernden Impuls, zu dem sehr früh schon hoher Kunstverstand, Gelassenheit, Besonnenheit sich gesellen, der aber als ein Ursprüngliches stets vorwaltend bleibt. Kaum daß eine beherrschte Form ihn mit Erstarrung bedroht, hat Goethe sie schon aufgegeben und eine neue ergriffen, um sich ihrer gegebenenfalls nach Jahren wieder zu bedienen, wie einer, der sich halb wehmütig, halb ironisch selbst zitiert. Diese Unbekümmertheit aber des jeweilig neuen freien Gebrauchs scheint mir ein Wesentliches seiner Dichtung überhaupt. Um es mit dem Merkvers eines modernen Antipoden Goethes, des Dichters Konrad Weiß, zu sagen:

Doch die den Wortgeist an die Regel binden,
sie finden nicht, sind selber nicht zu finden;
die Sprache wird gebraucht, das Wort ist frei,
daß es wie ein verzehrendes Gebrauchen sei.

So jedenfalls, glaube ich, sollte man Goethe, den Dichter, lesen und hören: nicht als einen artifex, einen Formkünstler in erster Linie (obwohl er dies in hohem und höchstem Grade war), sondern als ein aus jeweils neuer, veränderter Ausdrucksbedürftigkeit Sprache findendes, Sprache erzeugendes Gemüt, in dem nun allerdings ein weiter nicht befragbares, weder historisch noch soziologisch oder psychologisch reduzierbares Urphänomen sich manifestiert.

Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist: die Reproduktion der Welt um mich, durch die innre Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigner Form, Manier, wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimnis, Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern. *(An F. H. Jacobi, 21. August 1774)*

Diesem Ereignis, dieser Form- und Sprachereignung durch fast sieben Jahrzehnte hindurch verdanken wir ein lyrisches Werk von solcher Fülle, Breite und Vielfalt, daß selbst eine umfangreichere Auswahl als die dieses Lesebuches nur Proben, Beispiele, kleine Folgen bieten könnte. Goethes Sämtliche Gedichte nach der »Ausgabe letzter Hand«, die (um die gewichtigen, doch ungleichwertigen Bestände aus dem Nachlaß vermehrt) in mehreren Ausgaben zugänglich sind, haben bekanntlich, wie, in noch höherem Grade, die Gesamtausgaben seiner poetischen (lyrischen, erzählenden, dramatischen) Werke, samt den hinzugehörenden kritischen und naturwissenschaftlichen (osteologischen, botanischen, morphologischen, optischen, mineralogischen, geologischen, meteorologischen) Schriften, das Ärgerniserregende, daß sie uns zumuten, eine unüberschaubare, nur notdürftig gegliederte Masse verwirrend ungleicher Produkte als mehr oder minder homogene Gesamtleistung eines kolossalen Individuums, dessen Tätigkeit sich auf die verschiedensten Lebens- und Geistesbereiche erstreckte, gelten zu lassen. Überfordert, vergrämt, verdrossen, hat man sich solcher Überwältigung durch Einebnung zu erwehren versucht und, dergestalt entlastet, freilich auch verarmt und um unabschätzbare Chancen betrogen, es oft bei gleicherweise bequemer pauschaler Verehrung oder Verwerfung bewenden lassen.

Statt, aus Neugier, aus Betroffenheit, entschlossen einseitig, verliebt parteiisch dem einzelnen Gebilde, ob klein ob groß, ob beiläufig oder zentral, Bruchstück oder durchgestaltetes Werk, sich zu stellen, ihm die Gerechtigkeit des Anschauens widerfahren zu lassen, es wiederholt, in seinen Teilen wie als Ganzes, auf sich wirken zu lassen. Statt die oft bestürzende Mehrgesichtigkeit, die proteischen Verwandlungs- und Verjüngungskräfte dieses Einen sich zu verdeutlichen und, stückweise, in eigene gelebte Zeit einzufügen, was in gelebter Zeit sich auseinandergelegt hatte. Daß man von jedem einzelnen Punkt wie fortgezogen weiterkommt, daß alsbald Aussicht von jedem aus weiterlockt, diese Anmutung und Aufforderung ist unvermeidlich, weil Goethe kaum ein Gestus des Gemüts so fremd ist wie der des sich einwärts gekrümmt Verschließens. Wer aber nicht innehält, nicht intensiv verweilt, verweilend umblickt, umblickend ausschreitet und abermals Aufenthalt nimmt, der bleibt um die durch Ermunterung kräftigende und bekräftigende Erfahrung betrogen, zu der die in diesen Gedichten erwanderte Welt ihn einlädt.

Nur Fährten, Schneisen durch dies Gelände können und sollen hier gewiesen werden. Jede Systematik liegt außer Betracht. Auf Streifzüge ist es abgesehen, auf Entdeckerfahrten auch, auf Aus- und Eingrenzungen, die Bekanntes neben Entlegenem, Eingängiges neben Schwierigem vorführen. Leitend wird je nachdem ein Stichwort, ein Motiv, ein Thema oder gelegentlich auch eine Gattung oder Form sein. Im Vertrauen darauf, daß ein so musterhaftes Werk sich dem aufmerksamen Blick immer wieder zu überzeugenden Mustern ordne; daß ein achtsames Nachgehen in eine Sinnführung gerät, die sich dem ausgeschrittenen Grunde wie ein starkes Ornament einzeichnet. Darin läge dann, von einem jeweils weiter ausgreifenden oder knapperen Zeitbogen geklammert, das Leitende jedes einzelnen Kapitels und, im Glücksfall, auch des ganzen Buches. Zur schärferen Akzentuierung, zur perspektivischen Staffelung des Terrains soll dabei in jedem Kapitel nach Möglichkeit etwas von der Spanne, der Weite, der Differenziertheit dieses dichterischen Werkes nachdrücklich spürbar werden; – zum Vergnügen; zur Aneignung; zur Anregung, sich weiter und gründlicher umzutun.

II

Nacht, Mond und Sterne

Wählen wir nun, um den Reichtum und die Vielfalt der lyrischen Sprache Goethes in einem vertrauten Natur- und Empfindungsbereich zu veranschaulichen, ein einziges Thema – Nacht, Mond und Sterne –, wie es sich durch sechs Jahrzehnte in immer neuen Abwandlungen entfaltet.
Das früheste Nachtlied Goethes stammt noch aus seiner Leipziger Studentenzeit. Goethe hat es später glättend überarbeitet; die erste Fassung, in einer Handschrift für Friederike Oeser, verdient jedoch entschieden den Vorzug.

Die Nacht

Gern verlass' ich diese Hütte,
Meiner Schönen Aufenthalt,
Und durchstreich mit leisem Tritte,
Diesen ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Wandelt im Gebüsch im Kühlen.
Welche schöne, süße Nacht!
Freude! Wollust! Kaum zu fassen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend deiner Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen eine mir.

Das ist noch ganz im Geschmack der zeitgenössischen Anakreontik; Luna, die Zephyrwinde, der süße Weihrauch entstammen ihrem Vokabular, und daß eine solche Naturschilderung in eine erotische Pointe ausläuft, ist fast obligatorisch. Worin Goethe freilich hier schon die Mehrzahl seiner Vorgänger übertrifft, das ist die Gliederung, Stufung, Phrasierung, das Ineinander von mythologi-

schem Auftritt und zart genauer Naturschilderung: Luna, die Mondgöttin, betritt die Szene, sanfte Sommerwinde als ihre Boten melden ihr Nahen, die Birken wie priesterliche Mägde neigen sich ihr und streuen ihr Weihrauch – das sind gebildet gelehrte Requisiten; zugleich aber sehen wir mit dem wandernden Dichter das Mondlicht durch die vom leichten Nachtwind bewegten Zweige dringen:

Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Ganz anders, volksliedhaft einerseits und zugleich bekenntnishaft persönlich, klingt sechs Jahre später das vermutlich früheste Gedicht an Charlotte von Stein, dessen erste Fassung aus dem Winter 1775/76 die Überschrift »Jägers Nachtlied« trägt.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durchs Feld und liebe Tal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmut und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

»Still und wild« – »still und mild«; »liebes Bild« – »verrauschend Bild« – auf diesen Gegensatz sind die beiden ersten fast gleichgebauten und durch denselben

Reim auf »Bild« gebundenen Strophen gestellt. Die dritte, rascher bewegte, ist ein syntaktisch unselbständiger Zusatz zu dem »verrauschend Bild« der zweiten Strophe; die vierte, wieder langsamere, bringt im Gedanken an den Anblick des Mondes, inneren Frieden; stillen Frieden, der dem still und milden Wandel der Geliebten entspricht.

Der gleiche Widerstreit zwischen Unrast und Friede klingt durch viele Jugendgedichte Goethes. Die immer weiter ausgreifende Tätigkeit der frühen Weimarer Jahre, die vielfach verschlungenen freundschaftlichen und leidenschaftlichen Verhältnisse, in die Goethe sich dort hineingezogen sieht, steigern das Verlangen nach einem inneren Ausgleich, nach Sänftigung, nach Selbstbesinnung und Selbstbesitz.

»Der Wanderer« – so hatten Goethe schon seine Darmstädter Freunde genannt, weil er weite Wegstrecken häufig zu Fuß zurücklegte. Er hatte sich diesen Beinamen zugeeignet, der in manchen seiner Gedichte und ihren Überschriften wiederkehrt; so in den beiden wohl bekanntesten seiner Nachtlieder, die ebenfalls während der frühen Weimarer Jahre entstanden. – »Nachtlied« übrigens, um genau zu sein, bedeutet, Goethes Sprachgebrauch nach, eigentlich Abendlied; gemeint ist jedesmal die Zeit nach dem Dunkelwerden.

Das erste dieser beiden Nachtlieder des Wanderers sandte Goethe am 12. Februar 1776 vom Hang des Ettersberges an Charlotte von Stein.

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust.
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Die gleiche Überschrift, »Wandrers Nachtlied«, gab Goethe dem wohl bekanntesten seiner Kurzgedichte, das am 6. September 1780 auf dem Kickelhahn bei Ilmenau entstand, in einer Holzhütte, an deren Bretterwand er die Verse schrieb.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du

Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Ich weiß nicht, ob es andern auch schon so ergangen ist: liest dieses Gebilde sich nicht wie eine Nachdichtung aus dem Mittelhochdeutschen, in dessen Lautlichkeit es sich, ohne daß man ein einziges Wort verändern müßte, zurückübersetzen ließe?
Ein wirkliches Nachtgedicht hingegen ist ein anderes von Goethes bekanntesten und unter diesen bekanntesten zugleich eines der geheimnisvollsten Gedichte aus der gleichen Zeit, das, je mehr man es interpretierend zerlegt und bedrängt, sich desto mehr einer eindeutigen Auslegung zu entziehen scheint.
Vielleicht aber haben hier – und anderswo – einmal die recht, die sich mehr der Bewegung des Ganzen anvertrauen. Alles Äußere in diesem Gedicht, jede Einzelheit der umgebenden Natur ist mit großer Genauigkeit wiedergegeben, keinesfalls nur vage Stimmungskulisse; doch ist der Zusammenhang entschieden ein innerlicher, einer des Gemüts; beim Dichter wie beim Leser und Hörer, der hier als Sinn-tragend vor allem eine doch sehr ungewöhnlich rhythmisch-syntaktische Struktur empfindet: den viermal wiederkehrenden Einsatz nämlich des längeren Verses mit einem subjektlosen Verbum: »Füllest wieder Busch und Tal«, »Lösest endlich auch einmal«, »Breitest über mein Gefild«, »Wandle zwischen Freud und Schmerz«. Worauf dann, dieselbe Art des Einsatzes fortführend, noch die Imperative »Fließe, fließe, rausche, rausche« folgen. Diese Grundstruktur, dieser Grundzug hat sich bis zur sechsten Strophe dem Gehör derart eingeprägt, daß man die nun jeweils zwei Strophen bindende, freiere, weiter ausgreifende und zugleich ins Innere sich zurückwendende Betrachtung, in die das Gedicht mündet, als vollkommen sinnvoll und logisch empfindet, rhythmisch-organisch sinnvoll, wie es einem echten Gedicht in erster Linie geziemt.

An den Mond

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Mein Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

»Wandle zwischen Freud und Schmerz | In der Einsamkeit« – alle bisherigen Nacht- und Mondgedichte waren solche des einsamen Gemütes, liedhaft alle, doch zugleich betrachtend; nicht gesellige Lieder oder gar Rollengedichte, wie die beiden folgenden, die kaum eines näheren Kommentars bedürfen.
Das erste findet sich im fünften Buch des Romans »Wilhelm Meisters Lehrjahre«. Die es singt, ist Philine, eine junge Schauspielerin. Sie zieht, möchte man sagen, andere Saiten auf; ihr schelmisches und in seinem Mittelteil über vier Strophen hin so anmutig ausmalendes Nachtlied ist vom ersten bis zum letzten Vers eine Absage an alles bisher Gehörte.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht!
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen;
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche, lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh' und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage,
Und die Nacht hat ihre Lust.

Philine machte eine leichte Verbeugung, als sie geendigt hatte, und man rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie sprang zur Tür hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte sie die Treppe hinunter singen und mit den Absätzen klappern.

Das nächste, zuerst »Notturno« überschriebene Nachtlied, das etwa um 1800 entstanden sein dürfte, ist ein Ständchen. Goethe wurde dazu von einem italienischen Volkslied angeregt, zu dem sein Freund Reichardt eine Melodie geschrieben hatte. Auch dieses Ständchen ist, wie das vorige Gedicht, ein der Geselligkeit gewidmetes Lied. Man hat es in späteren Vertonungen gerne elegisch-feierlich genommen. Es fragt sich aber, ob der im Kühlen singende Liebhaber es mit den »ewigen Gefühlen«, die ihn »hoch und hehr« erheben, gar so ernst meint. Klingt nicht am Ende fast etwas wie Ärger und leichter Spott auf, daß die angesungene Schöne durchaus nicht erwachen will?

O gib vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Auf einen gänzlich anderen Ton gestimmt, scherzend-feierlich in der anmutigsten Mischung, ist das folgende Nachtgedicht, das uns in östliche Bereiche versetzt. Es wurde im Spätherbst 1814 geschrieben und steht als umfangreichstes und bedeutendstes Stück des »Schenkenbuchs« in Goethes »West-östlichem Divan«. Wiederum ein Rollengedicht, doch zugleich eines der Wechselrede: die Sprechenden sind der ältere Dichter im Gewand eines persischen Poeten und der ihm aufwartende Schenke. Jugendanmut des Schenken ist eines der beherrschenden erotischen Motive der persischen Lyrik. Goethe greift das auf, mischt jedoch ein väterlich-freundschaftlich pädagogisches Element hinein.
»Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein echt pädagogisches Verhältnis. Eine leidenschaftliche Neigung des Kindes zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung . . . In diesem Verhältnis entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Älteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Bedürfnis einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hiervon ergriffen und festgehalten.«
Das Gedicht, das die Überschrift »Sommernacht« trägt, ist des öfteren ausgiebig kommentiert worden und hat dabei recht widersprüchliche Auslegungen erfahren. Wir wollen uns hier mit einigen vorausgeschickten Verständnishilfen begnügen.
Bei der Sommernacht des Titels sollen wir an eine der hellen Nächte des Frühsommers denken, die kaum recht dunkel werden, so daß Hesperus, der Abendstern, und Aurora, die Morgenröte, einander fast begegnen. »Strohwitwe« wird Aurora hier scherzhaft genannt, weil die ewig jugendliche Göttin der Morgenröte, der griechischen Sage nach, mit einem zwar ebenfalls unsterblichen, doch alterswelken Gatten vermählt ist; weshalb die Jugendschöne des Schenken – so nämlich ist »deine Schöne« in dem vorletzten Vers zu verstehen – sie leicht zur Liebe reizen könnte. – Mit Bulbul übrigens, der in Duft und Garten tönt, ist die persische Nachtigall gemeint.

Dichter:
Niedergegangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer;
Wissen möcht' ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke:
Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten außer diesen Zelten;
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm' ich gleich, es dir zu melden.

Denn ich weiß, du liebst, das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben,
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:
Jetzo glänz' ich meiner Stelle;
Wollte Gott euch mehr betagen,
Glänztet ihr wie ich so helle.

Denn vor Gott ist alles herrlich
Eben weil er ist der Beste;
Und so schläft nun aller Vogel
In dem groß- und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Ästen der Zypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Taues luft'ger Nässe.

Solches hast du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je dir abgehöret,
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen
Kauzen hier auf der Terrasse,
Bis ich erst des Nordgestirnes
Zwillingswendung wohl erpasse.

Und da wird es Mitternacht sein,
Wo du oft zu früh ermunterst,
Und dann wird es eine Pracht sein,
Wenn das All mit mir bewunderst.

Dichter:
Zwar in diesem Duft und Garten
Tönet Bulbul ganze Nächte;
Doch du könntest lange warten,
Bis die Nacht so viel vermöchte.

Denn in dieser Zeit der Flora,
Wie das Griechenvolk sie nennet,
Die Strohwitwe, die Aurora,
Ist in Hesperus entbrennet.

Sieh dich um! sie kommt! wie schnelle!
Über Blumenfelds Gelänge! –
Hüben hell und drüben helle,
Ja, die Nacht kommt ins Gedränge.

Und auf roten leichten Sohlen
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt sie irrig einzuholen;
Fühlst du nicht ein Liebeschnaufen?

Geh nur, lieblichster der Söhne,
Tief ins Innre, schließ die Türen;
Denn sie möchte deine Schöne
Als den Hesperus entführen.

Hier einmal ist die nächtliche Sternenpracht das Hauptthema, der wir in späteren Kapiteln noch öfters begegnen werden. Wenden wir uns jedoch, für diesmal, wieder dem Mond zu, in zwei späten Gedichten Goethes.

Das erste dieser Gedichte entstammt einem kleinen Zyklus lyrischer Kurzgedichte, der im Mai und Juni 1827 entstanden ist, als Goethe zwei schöne Frühlingswochen in seinem Gartenhaus am Ufer der Ilm verbrachte. Der Zyklus trägt den Titel »Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten«; auch dieses Nacht- oder eigentlich wieder Abendgedicht ist west-östlich empfunden und ausgeführt.

Wie in der persischen Sommernacht der Dichter die Namen antiker Gottheiten – Flora, Aurora, Hesperus – in seine Rede mischt, so stößt man hier – höchst deplaziert, möchte man meinen – auf »Lunas Zauberschein« und fühlt sich auf geisterhafte Weise an das früheste der Nachtlieder erinnert. »Schauder«, hieß es dort, »wandelt im Gebüsch im Kühlen«; hier nun schleicht, in einer wunderbaren Vermischung der Sinnesempfindungen, beim Anblick des auf dem Wasser und im Laubwerk spielenden Mondlichts, die Kühle durchs Auge »sänftigend ins Herz hinein«.

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh';
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

Ein Jahr später entstand das letzte und späteste von Goethes Mondgedichten, das jüngste und neueste zugleich, allen vorangegangenen unverwandt.

Das Gedicht ist im Gedenken an Marianne Willemer, die Suleika des »West-östlichen Divan«, geschrieben und wurde ihr auch im Oktober 1828 zugeschickt. Unter der Überschrift »Dem aufgehenden Vollmonde« findet sich die Datumsangabe: »Dornburg, 25. August 1828«. Auf Schloß Dornburg

hatte Goethe sich damals nach dem Tode seines Freundes, des Großherzogs Karl August, für die Sommermonate zurückgezogen. Zwischen Marianne und ihm bestand seit langen Jahren die Vereinbarung, wo immer man sich befände, beim Aufgang des vollen Mondes einander zu gedenken. »Euch im Vollmond zu begrüßen, | Habt ihr heilig angelobet«, läßt Goethe die Dienerin Suleikas in einem anderen Nachtgedicht des Divans sprechen. Dieses Gelöbnis im Sinne, betrachtet der Dichter den – wie es in seinem Tagebuch heißt – »schönen Aufgang und Fortschritt des Vollmondes« und zum letzten Mal, wie in frühen Weimarer Tagen, spricht er ihn an:

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht.

III

Freie Rhythmen

Ging es in dem vorigen Kapitel darum, durch sechs Jahrzehnte hin den Entwicklungsreichtum der Goetheschen Lyrik anhand von Beispielen aus einem einzigen Themenbereich, wenn auch nur andeutungsweise spürbar zu machen, so soll hier nun, in einem engeren Zeitraum, an Gedichten in reimlosen freien Rhythmen gezeigt werden, wie eine damals neue Form des dichterischen Ausdrucks von dem jungen Goethe ergriffen und in mannigfacher Abwandlung fortgebildet wird.

Gedichte in freien Rhythmen, in unregelmäßig gebauten reimlosen Strophen, hat unter den deutschen Dichtern zuerst Klopstock geschrieben. Oden nannte er derartige Gebilde, bei denen sowohl Pindar als Horaz Pate gestanden hatten. Sie hätten ebensogut Hymnen heißen dürfen, wenn, wie häufig, ein rhapsodisch-enthusiastischer Schwung eine sonst eher betrachtende Grundhaltung überwog.

Goethe, der als junger Student in Leipzig vor allem gesellige Lieder in der galanten Manier der Anakreontik geschrieben hatte, bediente sich der Ode zum erstenmal im Herbst 1767, als sein Freund Ernst Wolfgang Behrisch Leipzig verließ, um als Prinzenerzieher nach Dessau zu gehn. Goethe beglückwünscht den Freund, daß er dieses Land toter Sümpfe und dampfender Oktobernebel verläßt, so schmerzlich er selber auch das Scheiden empfindet.

Du gehst. Ich murre.
Geh! Laß mich murren.
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land.

So beginnt die zweite Ode. In der dritten, großartigsten ist nun Trennung das Thema, Trennung ist Tod, und über fünfzig Jahre später tönt es in der Elegie an Werthers Schatten wie ein ewiges Echo nach: »Scheiden ist der Tod.«

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behrisch, des Frühlings Lächeln
Erheitre deine Stirne nie,
Nie trübt sie dann mit Verdruß
Des Winters stürmischer Ernst.

Lehne dich nie an des Mädchens
Sorgenverwiegende Brust,
Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm.

Schon versammelt
Von seiner Klippenwarte
Der Neid auf dich
Den ganzen luchsgleichen Blick,

Dehnt die Klauen,
Stürzt und schlägt
Hinterlistig sie
Dir in die Schultern.

Stark sind die magern Arme,
Wie Panther-Arme,
Er schüttelt dich
Und reißt dich los.

Tod ist Trennung,
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzusehn.

Gerne verließest du
Dieses gehaßte Land,
Hielte dich nicht Freundschaft
Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahrs Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten,
Da springen die Riegel, frei bin ich wie du.

Diese Ode des achtzehnjährigen Goethe hatte, wie gesagt, wohl Vorbilder. Wichtiger aber als die Gemeinsamkeit mit diesen ist sogleich das, worin sie sich unterscheidet: die energische Knappheit der Diktion, das seltene Vermögen, durch Kerbe und Einhieb Schwung zu gewinnen.
Nun, die Empörung, die hier weniger gegen die Leipziger Philister als gegen das eigene leidenschaftliche Herz wütet, hätte aus Goethe kaum mehr als ein Kraftgenie werden lassen, wenn er seine Rettung nicht darin gesucht und gefunden hätte, daß er selber sein Gefühl in die Schule nahm, um es zu bilden: an der Natur, durch anschauendes Denken, durch »zarte Empirie«, wie er das im Alter einmal genannt hat; zu bilden aber auch das Gefühl durch Mitgefühl.
Fast vier Jahre nach den Leipziger Oden – Goethe hatte inzwischen in Straßburg sein juristisches Studium abgeschlossen – entstand in Frankfurt ein Gedicht, das er selber niemals in seine Werke aufgenommen hat. Die einzige Handschrift fand sich nach seinem Tode in dem Nachlaß der Frau von Stein. Das Gedicht ist zwar gereimt, doch steht es durch die Verwendung ungleich langer Verse und die häufige Verschleifung des Enjambements den freien Rhythmen nahe. Es ist ohne Überschrift überliefert. – Mit dem darin genannten Zwillingspaar ist das Sternbild der Zwillinge gemeint, in das die Sonne im Frühling tritt.

Ein zärtlich-jugendlicher Kummer
Führt mich ins öde Feld; es liegt
In einem stillen Morgenschlummer

Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz,
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Denn sieh, bald gaukelt dir, mit Rosenkränzen
In runder Hand, du Sonnengott, das Zwillingspaar
Mit offnem blauen Aug', mit krausem goldnen Haar
In deiner Laufbahn dir entgegen. Und zu Tänzen
Auf neuen Wiesen schickt
Der Jüngling sich und schmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute,
Als er vorm Jahr am Maienfest geblüht;
Und fühlt, und hofft.

Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an,
Ein lockres Beet dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich aufs Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Versteckt: da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sät und hofft.

Diese Verse aus dem März 1772 sind unter den vernachlässigten, fast unbekannt gebliebenen frühen Gedichten Goethes vielleicht eines der schönsten. Bald darauf entstand unter dem Einfluß Pindars, den Goethe, durch Herder dazu angeregt, im Original las, die erste große, die zerwühlteste seiner dithyrambischen Hymnen: »Wanderers Sturmlied«, ein Grenzfall äußerster rhythmischer Zerklüftung der Sprache, die ganz aus der augenblicklichen Inspiration des gegen Sturm und Regen ankämpfenden Wanderers geboren scheint. Anrufung an Anrufung reihend, kämpft er sich vor, die innere Glut beschwörend, das

Erbrausende des dionysischen Taumels, daß es dem verborgenen Sonnengott entgegenglühe. (Bromios, ein Beiname des Weingottes, bezeichnet ihn als den Lärmenden, weil er im Klang der Flöten und Becken einherzieht; Phoibos heißt Apollon als der Leuchtende; »der Sohn des Wassers und der Erde« ist der bereits vorher erwähnte Schlamm des aufgeweichten Bodens.)

. . . Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen.
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebt mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Ihr seid rein wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich, und ich schwebe
Über Wasser über Erde
Göttergleich.

Soll der zurückkehren,
Der kleine schwarze feurige Bauer!
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und helleuchtend umwärmend Feuer,
Der kehren mutig,
Und ich, den ihr begleitet,
Musen und Charitinnen all,
Den alles erwartet, was ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll mutlos kehren?

Vater Bromius,
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
Bist, was innre Glut
Pindarn war,
Was der Welt
Phöb Apoll ist.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt,
Glüh' entgegen
Phöb Apollen . . .

Im Titel eines anderen Gedichtes in freien Rhythmen, das auf den Mai des gleichen Jahres zu datieren ist, bezeichnet Goethe sich als »Pilger«. Das Gedicht ist an Luise von Ziegler, eine junge Hofdame in Homburg bei Frankfurt, gerichtet. Lila hieß sie in dem empfindsamen Darmstädter Freundeskreis, dem Goethe damals nahestand. Abschiednehmend blickt der in der Morgenfrühe aufgebrochene »Pilger« nach dem Turm des Homburger Schlosses zurück.

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Turn um.
Soll ich ihn zum
Letzten Mal nicht sehn!
Doch mir schweben
Tausend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.
Wie er so stand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum ersten Mal
Du dem Fremdling
Ängstlich liebevoll
Begegnetest
Und mit einem Mal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfst! –

Zische, Nord,
Tausend-schlangenzüngig
Mir ums Haupt!
Beugen sollst du's nicht!
Beugen magst du
Kind'scher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geschieden.

Allgegenwärt'ge Liebe,
Durchglühst mich!
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust!
Hast mir gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude, zu leben,
Und Mut!

»Allgegenwärt'ge Liebe, hast mir gegossen ins Herz doppeltes Leben: Freude, zu leben, und Mut!« In einer andern, moderneren Tonart dankt Goethe hier der Liebe das gleiche, was der mittelalterliche Sänger der Minne dankte: »hohen muot«, Hochgemutheit, Hochgestimmtheit zu kühner Tat.
Und nun der im Winter darauf entstandene »Mahomets-Gesang« aus einem Mohammed-Drama, dessen Plan jedoch bald wieder aufgegeben wurde. In dem Drama hätte dieser Lobgesang auf den Stifter des Islam von zwei Mitwirkenden gesprochen werden sollen: von Ali, dem Vetter Mohammeds, und von dessen Gattin Fatema, der Lieblingstochter des Propheten; und so, auf zwei Stimmen verteilt, stand das Gedicht 1774 auch in dem »Göttinger Musen-Almanach« zu lesen. Mahomet selber wird nicht genannt; seine heroische Lebensbahn wird im Gleichnis des Stromes angeschaut und gefeiert.

Ali:
Seht den Felsenquell
Freudehell,
Wie ein Sternenblick!

Fatema:
Über Wolken
Nährten seine Jugend

Gute Geister,
Zwischen Klippen
Im Gebüsch.

Ali:
Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Fatema:
Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach.

Ali:
Und mit festem Führertritt
Reißt er seine Brüderquellen
Mit sich fort.

Fatema:
Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese lebt von
Seinem Hauch.

Ali:
Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangewandelnd.

Fatema:
Bäche schmiegen
Sich gesellschaftlich an ihn;
Und nun tritt er in die Ebne
Silberprangend.

Ali:
Und die Ebne prangt mit ihm!
Und die Flüsse von der Ebne,

Fatema:
Und die Bächlein von Gebirgen
Jauchzen ihm, und rufen:

Beide:
Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit!

Fatema:
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der, mit weitverbreit'ten Armen,
Unsrer wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen.

Ali:
Denn uns frißt, in öder Wüste,
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut;
Ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche.
Bruder!
Nimm die Brüder von der Ebne!

Fatema:
Nimm die Brüder von Gebirgen!

Beide:
Mit zu deinem Vater! mit!

Ali:
Kommt ihr alle!
Und nun schwillt er herrlicher;
(Ein ganz Geschlechte

Trägt den Fürsten hoch empor;)
Triumphiert durch Königreiche;
Gibt Provinzen seinen Namen;
Städte werden unter seinem Fuß!

Fatema:
Doch ihn halten keine Städte,
Nicht der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, Monumente
Seiner Güte, seiner Macht.

Ali:
Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen, über seinem Haupte,
Tausend Segel auf zum Himmel
Seine Macht und Herrlichkeit.
Und so trägt er seine Brüder,

Fatema:
Seine Schätze, seine Kinder,

Beide:
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz!

Das ist das erste große Stromgedicht der deutschen Lyrik, dem sich als ebenbürtig nur einige der Oden und Hymnen Hölderlins an die Seite stellen lassen. Hölderlin freilich steigert das naturhafte Wesen der Ströme zum geschichtlich nothaften Zeichen, zur gebrochenen Rune titanischen Dranges. Die besonderen Kennzeichen der gleichnishaften Laufbahn in Goethes Versen sind: Objektivität, Dynamik, Steigerung, breit ausladende Öffnung ins Weite.
Grundverschieden davon sind die beiden folgenden Hymnen aus dem Jahre 1774. Eine einzige hingerissene Aufwärtsbewegung charakterisiert den Frühlingshymnus, in dem der Sprechende selber sich mit Ganymed, dem Liebling des Zeus, gleichsetzt, den der Göttervater zu sich in den Olymp nahm. Auch hier wird auf die Gestalt nur in der Überschrift angespielt, das Gedicht selber verzichtet auf alles mythologische Beiwerk.

Ganymed

Wie im Morgenrot
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.

Ich komm! Ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe,
Mir, mir!

In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts
An deinem Busen,
Alliebender Vater!

Wiederum anders klingt und bewegt sich das eine gewisse Drastik nicht verschmähende Gedicht an »Schwager Kronos«, das am 10. Oktober 1774 »in der Postchaise« entstand. Wo der Ganymed-Hymnus sich in mühelos seligem Schweben hinaufträgt, vollzieht dieses Gedicht, bis in die Wortwahl und den kühn zerworfenen Satzbau, alle einzelnen Etappen einer Fahrt mit der Postkutsche in gebirgiger Gegend. Angeredet wird der »Schwager«, der »Hauderer«, der Postillon auf dem Bock seiner Mietskutsche, und Kronos heißt dieser Kutscher hier nach dem griechischen Gott der Zeit. In dem humoristisch grandiosen Schlußbild vermischen sich antike Züge mit biblischen Vorstellungen und Wendungen, etwa aus dem Propheten Jesaias, wo es in der Fluchrede an einen Mächtigen heißt, die Hölle werde vor ihm erzittern, wenn er herabkomme, und die Gewaltigen der Welt aufstehen von ihren Stühlen.

Spude dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Haudern.
Frisch den holpernden –
Stock Wurzeln Steine – den Trott
Rasch in's Leben hinein!

Nun schon wieder?
Den eratmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf?
Auf denn, nicht träge denn!
Strebend und hoffend an!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein
Vom Gebürg zum Gebürg,
Über der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an
Und der Forschung verheißende Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich! – Mir auch, Mädchen,

Diesen schäumenden Trunk
Und den freundlichen Gesundheitsblick!

Ab dann, frischer hinab!
Sieh, die Sonne sinkt.
Eh' sie sinkt, eh' mich faßt
Greisen im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlockernde Gebein,

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich Geblendeten, Taumelnden
In der Hölle nächtliches Tor!

Töne, Schwager, dein Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: ein Fürst kommt,
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften.

Hört und sieht man hier nicht, wie Mut sich jugendlich ungestüm in den Übermut wirft? Getragen von einem ungeheuren Selbstempfinden, von dem Goethe wohl wußte, daß es an Vermessenheit grenzte. Etwas von diesem Wissen verrät ein bald darauf, in der ersten Weimarer Zeit geschriebener Sechszeiler, der damals ungedruckt blieb. Seine Überschrift lautet: »Königlich Gebet«

Ha, ich bin der Herr der Welt, mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin der Herr der Welt, ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel, daß ich mich
Der Höh' und Lieb' nicht überhebe.

Um jedoch hier abermals, wie es auch in den weiteren Kapiteln geschehen soll, die Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß Goethe stets zugleich in mehrfacher Richtung fortschreitet, Thema und Ton wechselt, sich immer vielseitiger

ausbildet, sei, des Kontrastes wegen, hier ein kurzes Gedicht in freien Rhythmen aus dem Herbst 1775, der Zeit seiner Liebe zu Lili, eingeschaltet: wie die vorigen ein Gedicht des Augenblicks, schmerzlich-freudig, gesättigt-unersättlich hingesprochen, anhebend und abschwellend wie in einem einzigen, durch nichts als die Empfindung gegliederten Satz.

Herbstgefühl

Fetter grüne, du Laub,
Das Rebengeländer,
Hier mein Fenster herauf.
Gedrängter quillet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller.
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle.
Euch kühlet des Monds
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach,
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Voll schwellende Tränen.

Wie jugendlicher Übermut, jugendliche Wehmut sich in männliche Gefaßtheit, herrscherliches Selbstvertrauen, auch angesichts des Untergangs, wandeln können, zeigt dann ein im September 1776 verfaßtes Gedicht in ungereimten Trochäen, die dem eher balladesk entwickelten Gehalt eine energische Stetigkeit verleihen.
»Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt«, heißt es in einem Brief Goethes an Lavater im März des gleichen Jahres, »voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.« Aufbruch und Seefahrt sind auch das Thema des Gedichtes.

Taglang nachtlang stand mein Schiff befrachtet,
Günst'ger Winde harrend saß mit treuen Freunden
– Mir Geduld und guten Mut erzechend –
Ich im Hafen.

Und sie wurden mit mir ungedultig:
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt' uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herze nieder;
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer weis' die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hiergeblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke

Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer.
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Und ein Jahrfünft später, Anfang der achtziger Jahre, entstehen die beiden einander ergänzenden, der betrachtenden Ode wieder angenäherten Gedichte der Beschränkung, Unterwerfung, Schicksalsergebenheit einerseits – »Grenzen der Menschheit« lautet die Überschrift dieses Gedichtes – und anderseits der sittlichen Forderung an den Menschen durch verantwortliche Tätigkeit das geahnte Göttliche zu bestätigen: »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!« Das »sittlichste Gedicht« hat Max Kommerell in seinen »Gedanken über Gedichte« dieses wohl späteste der Weltanschauungsgedichte Goethes in freien Rhythmen genannt. »Wie in dem Gedicht ›Grenzen der Menschheit‹ zur Ehrfurcht geläuterte Furcht den Gott verbürgt, verbürgt ihn hier das Tun; die edle Tat eines Menschen beweist Gott, und bestimmt seinen reinen Begriff. Die Gottheit erscheint nur als Grenze und Bahn des Menschen, sie selbst bleibt verborgen. Im Aspekt des Handelnden, den das Gedicht beschreibt, muß die Natur ›unfühlend‹ sein; der Mensch ist mehr als die andern Geschöpfe, wie Gott mehr ist als die Natur; mit dem Menschen entscheidet sich das Sein zu Sinn und Gestalt, und das Wann und Wieweit dieser Entscheidung ist ihm anvertraut. Eines der seltenen, aber unüberhörbaren Bekenntnisse Goethes zur Freiheit.«

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnen!

Ihnen gleiche der Mensch!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

IV

Amor, der Schalk

Als Goethe im Oktober 1787 »bei mildem, durchaus heiterem herrlichem Wetter« einen Landaufenthalt, eine förmliche Villegiatur, in Castel Gandolfo bei Rom genoß, überkam ihn dort, unvermuteterweise, eine heftige Neigung zu einer jungen Mailänderin, »blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswertesten unmittelbar nahe kommt«. Wenige Tage später muß Goethe bei einer abendlichen Unterhaltung zu seiner Bestürzung erfahren, daß, wie der übrigen Gesellschaft längst bekannt, die junge Mailänderin verlobt ist und ihre Vermählung kurz bevorsteht.

Daß Neigungen, denen man eine Zeitlang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber vielleicht interessiert dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt.

Ich kam spät nach Hause, und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weiteren Weg mit der Entschuldigung, nicht zur Tafel zu kommen . . .

Ich wendete mich abermals rasch zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden, mehr aber gelang mir, sie besser zu sehen. Das wenige Technische, was ich besaß, reichte kaum zu dem unscheinbarsten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Abstiegen, stillen Seen, belebten Bächen entgegenbringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mich den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war.

Damals entstand, aus diesem leidenschaftlichen Anlaß, ein Gedicht, in welchem das durch die Liebe fühlbarer gewordene Auge, unter Amors Beistand, zuletzt die Zauberkraft beschwörender Verlebendigung gewinnt.

Amor als Landschaftsmaler

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starrem Auge in den Nebel;
Wie ein grau grundiertes Tuch gespannet,
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: »Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?«

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

»Willst du immer trüb' und müßig bleiben«,
Sprach der Knabe, »kann nichts Kluges werden:
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.«

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so rötlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten, ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten, leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasiert' er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

»Hab' ich doch«, so sagt' er, »dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das Schwerste noch zurücke.«

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden widerglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens –
Und, was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier

Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen
Wie ein Felsen still und fest geblieben?

Wenige Wochen später schrieb Goethe, nach Rom zurückgekehrt, ein kurzes dreistrophiges Gedicht, das er zeitlebens besonders liebte und das er Eckermann am 5. April 1829 vorlas.

Cupido, loser, eigensinniger Knabe!
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben!
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Mutwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und senget mich Armen.

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

»Anderntags saßen wir mittags nach dem Essen noch eine Weile am Tisch, indem wir zu gutem Biscuit einige Gläser alten Rheinwein tranken. Goethe summte Undeutliches vor sich hin. Mir kam das Gedicht von gestern wieder in den Kopf; ich rezitierte:

Du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben;
Ich such' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmst so ungeschickt, ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

»Ich kann das Gedicht nicht wieder loswerden«, sagte ich, »es ist durchaus eigenartig, und drückt die Unordnung so gut aus, die durch die Liebe in unser Leben gebracht wird.« – »Es bringt uns einen düsteren Zustand vor Augen«, sagte Goethe. – »Wie Sie aber zu dem Gefühl eines solchen Zustandes gekommen sind, begreife ich kaum; das Gedicht ist wie aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt.« – »Ich werde es auch nicht zum zweiten Male

machen«, sagte Goethe, »und wüßte auch nicht zu sagen, wie ich dazu gekommen bin, wie uns denn dieses sehr oft geschieht.«

»Noch etwas Eigenes«, sagte ich, »hat das Gedicht. Es ist mir immer, als wäre es gereimt, und doch ist es nicht so. Woher kommt das?« – »Es liegt im Rhythmus«, sagte Goethe. »Die Verse beginnen mit einem Vorschlag, gehen trochäisch fort, wo denn der Daktylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düster klagenden Charakter bekommt.« Goethe nahm eine Bleifeder und teilte so ab:

Von | meinem | breiten | Lager | bin ich ver- | trieben.

Wir sprachen über Rhythmus im allgemeinen und kamen darin überein, daß sich über solche Dinge nicht denken lasse. »Der Takt«, sagte Goethe, »kommt aus der poetischen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zustande.«

Der reimlosen, fünfhebigen Trochäen, wie Goethe sie in dem Gedicht »Amor als Landschaftsmaler« verwendet, hat er sich bald nach seiner Rückkehr nach Weimar im Sommer 1788 wieder bedient. Da war ihm inzwischen Christiane begegnet und bald sein Schatz geworden. Amor ist auch diesmal zugegen, doch nur anspielungsweise; auch sind Szenerie und Stimmung nun, statt italienisch scherzend oder antikisch düster, ganz die eines deutschen Idylls, herzlich-innig, zärtlich liebend und verliebt. Das Gedicht trägt den Titel »Der Besuch«.

Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen,
Aber ihre Türe war verschlossen.
Hab' ich doch den Schlüssel in der Tasche!
Öffn' ich leise die geliebte Türe!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich, da ich leis' die Kammer öffne,
Find' ich sie gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet auf dem Sofa liegen.

Bei der Arbeit war sie eingeschlafen;
Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rat', ob ich sie weckte.

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruhte:
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.

Freudig saß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester.

O, du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräter jedes falschen Zuges,
Kann er dir nicht schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung störte?

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse;
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrtum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Lange saß ich so und freute herzlich
Ihres Wertes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daß ich mich nicht traute, sie zu wecken.

Leise leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Rosen auf das Tischchen nieder;
Sachte, sachte schleich' ich meiner Wege.

Öffnet sie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt sie diese bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verschloßnen Türen
Dieses freundliche Geschenk sich finde.

Seh' ich diese Nacht den Engel wieder,
O, wie freut sie sich, vergilt mir doppelt
Dieses Opfer meiner zarten Liebe.

Bald nach diesem deutschen Idyll in anmutig erzählender Rede beginnt bei Goethe, aus der Rückerinnerung an seinen römischen Aufenthalt, jener hocherstaunliche Prozeß der Amalgamierung, Verwandlung und Steigerung, dem wir den Zyklus der »Römischen Elegien« verdanken, in denen er, wie später in seinem Divan mit dem persischen Dichter Hafis, so hier mit Catull, Properz und Tibull wetteifert. Er bedient sich dabei des seit Klopstock in der deutschen Dichtung eingebürgerten Distichons – jeweils ein Hexameter und ein Pentameter –, wie die lateinischen Dichter es in ihren Liebesgedichten verwendet hatten. Der ursprüngliche Titel dieses ersten Zyklus in Goethes Lyrik war »Erotica Romana«: was der Dichter, schauend und genießend, als Künstler und Liebender schildert, wird in die Umwelt seiner römischen Tage zurückgespiegelt, gemeint aber ist niemand anders als Christiane. Diese »Erotica Romana«, die später den Titel »Römische Elegien« empfingen, blieben aus leicht begreiflichen Gründen fürs erste ungedruckt; nur eine, die spätere dreizehnte, war im Juli 1791 in der von Goethes Freund Karl Philipp Moritz herausgegebenen »Deutschen Monatsschrift« zu lesen.
Hier noch einmal tritt Amor auf, wie er den Dichter zur Liebe beredet, scheinbar ihn dadurch den Musen abwendig macht, um ihn in Wahrheit doch, wie das Gedicht selber beweist, zu neuer Kunstübung zu begeistern.
In seiner mythologischen Schlußwendung spielt das Gedicht auf das Schicksal der Ariadne an, die Theseus von Kreta entführte und auf der Insel Naxos, während sie schlief, heimlich verließ.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: »Diesmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir: du hast dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges tun.
Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewirtung;

Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirtet ist er.
Du betrachtest mit Staunen die Trümmern alter Gebäude
Und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum.
Du verehrest noch mehr die werten Reste des Bildens
Einziger Künstler, die stets ich in der Werkstatt besucht.
Diese Gestalten, ich formte sie selbst! Verzeih mir, ich prahle
Diesmal nicht; du gestehst, was ich dir sage, sei wahr.
Nun du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Tor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Stil lehret die Liebe dich nur.«
Also sprach der Sophist. Wer widerspräch' ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. –
Nun, verräterisch hält er sein Wort, gibt Stoff zu Gesängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich;
Blick und Händedruck, und Küsse, gemütliche Worte,
Silben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundin, und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet und drücket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! –
Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf die Breite des Lagers,
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. – O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!

Bleibt geschlossen! ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so schön: Theseus, du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
Blick' ihr ins Auge! Sie wacht! – Ewig nun hält sie dich fest.

In einer anderen der »Römischen Elegien«, der späteren fünfzehnten, gelingt es Goethe, durch einen fast unmerklichen Kunstgriff des Ausblicks, Umblicks und Rückblicks, die römische Umwelt und Vorwelt zugleich zu beschwören, alles, rückerinnernd und voraushoffend, in die wenigen Stunden nächtlicher Liebeserwartung gedrängt. – Von dem im zweiten Vers erwähnten römischen Dichter Florus wird überliefert, er habe einen Vers gemacht, daß er nicht Cäsar sein, nicht nach Britannien marschieren möchte; worauf der Kaiser Hadrian ihm einen Vers gesandt habe, daß er nicht Florus sein und in Gasthäusern (popinae) herumsitzen möchte.

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner von heut' an seid mir gegrüßet, ihr Schenken,
Osterien, wie euch schicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste, begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerin pfleget, kredenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie behende das Zeichen der römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen;
Aber die köstliche *Vier* blieb mir ins Auge geprägt.

Stumm war ich sitzen geblieben und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde, mir wund.
Erst noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weilst, und du beschauest dein Rom!
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres sehen,
Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung versprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zuliebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Maler genießt;
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Fassaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten, mit Rohr so lange bewachsnen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch wert.
Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs neu fast eine größere Welt!
Daß ich diese noch lange von dir beleuchtet erblicke,
Spinne die Parze mir klug langsam den Faden herab.
Aber sie eile herbei, die schön bezeichnete Stunde! –
Glücklich! hör' ich sie schon? Nein, doch ich höre schon Drei.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich und fürcht' euch nicht zu beleid'gen:
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

Als Goethe sich im Oktober 1806 mit seiner Lebensgefährtin Christiane vermählte, betrachteten beide sich längst als Eheleute. Im Juli 1788 waren sie einander zum erstenmal begegnet, und 25 Jahre später sandte Goethe, der auf Drängen der Seinen eine kleine Genesungsreise in den Thüringer Wald unternommen hatte, von Ilmenau aus seiner Frau ein volksliedhaftes Erinnerungsgedicht, das unter seiner späteren Überschrift »Gefunden« mit Recht berühmt geworden ist.

Gefunden

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

V

»Alexis und Dora«

Neben den größeren epischen Dichtungen Goethes – »Reineke Fuchs«, »Hermann und Dorothea« und der unvollendet gebliebenen »Achilleis« – neben den Balladen und Romanzen besitzen wir als kürzeres erzählendes Gedicht eine Idylle im Versmaß der antiken Elegie, das Goethe seit den »Römischen Elegien« gerne und häufig verwendete. Diese Elegie, »Alexis und Dora«, entstand während eines Aufenthaltes in Jena vom 12. bis 14. Mai 1796. Schon am Mittag des 14. wurde sie Schiller vorgelesen, der sie als erstes Stück in seinen nächsten Musenalmanach aufnahm. Auch Wilhelm von Humboldt erhielt Ende Mai eine Abschrift des Gedichtes, auf das er in seinem Dankschreiben vom 25. Juni näher eingeht.

»In Ihrer Idylle vereinigt sich alles, was diese schöne Gattung anziehend und reizend machen kann: einfache Wahrheit der Empfindungen, liebliche Natur der Schilderungen, hohe dichterische Schönheit und eine bewunderungswürdige Zierlichkeit und Leichtigkeit der Diktion. Ich habe auch mit unglaublichem Vergnügen bei der Vergleichung dieses Stücks mit andern derselben Gattung der übrigen neuern Dichter verweilt und habe darin besonders zwei Eigentümlichkeiten sehr stark ausgedrückt gefunden, die überhaupt, meinem Gefühl nach, Ihren Dichtercharakter vorzugsweise bezeichnen. Die erste ist zu auffallend, als daß sie irgend jemand entgehen könnte: es ist der Ernst, den immer auch das Spiel annimmt, sobald es ein schönes *Spiel ist, die Tiefe, bis zu der Sie allemal die Empfindungen verfolgen, und der Umfang, den Sie ihr geben. Daher erscheint z.B. die Liebe, selbst in ihren leichtesten Äußerungen und in ihren flüchtigsten Aufwallungen, bei Ihnen immer groß, über den ganzen Charakter ausgegossen, mit allem in Verknüpfung gebracht, vollkommen frei und rein, und doch durchaus wahr und natürlich . . . Aber was bei der Vergleichung mit den besten Produkten dieser Gattung noch auffallender wird und Ihnen gleich eigentümlich aber noch ausschließender angehört, ist die Verbindung dieser gehaltvollen Natur mit einer so leichten und so zierlichen Form, in welcher nicht der Künstler, aber doch das Kunstwerk erscheint.«*

Goethe hat diese Idylle, für die er eine besondere Vorliebe hatte, später leicht überarbeitet, vor allem um gewissen Einwänden seiner Freunde gegen kleine metrische Unebenheiten Genüge zu tun. Hier sei jedoch (mit Erich Trunz, im ersten Bande der Hamburger Ausgabe von Goethes Werken) der Urfassung als der frischer bewegten den Vorzug gegeben.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Flut weiter und weiter hinaus!
Lange Furchen hinter sich ziehend, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet die glücklichste Fahrt: der ruhige Schiffer
Ruckt am Segel gelind, das sich statt seiner bemüht;
Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet, wie Flaggen und Wimpel.
Nur *ein* Trauriger steht, rückwärts gewendet, am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, dir, ach, den Bräutigam raubt.
Auch du blicktest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch ach! nun an einander nicht mehr.
Nur *ein* Augenblick war's, in dem ich lebte, der wieget
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.
Nur *ein* Augenblick war's, der letzte, da stieg mir ein Leben
Unvermutet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umsonst verklärst du mit deinem Lichte den Äther,
Phöbus, mir ist er verhaßt, dieser alleuchtende Tag.
In mich selber kehr' ich zurück: da will ich im stillen
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.
War es möglich, die Schönheit zu sehen und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüt?
Klage dich, Armer, nicht an! – So legt der Dichter ein Rätsel,
Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung ins Ohr.
Jeden freut die seltne Verknüpfung der zierlichen Bilder,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt;
Ist es endlich gefunden, dann heitert sich jedes Gemüt auf
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum so spät, o Amor, nahmst du die Binde,
Die du ums Aug' mir geknüpft, warum zu spät mir hinweg!
Lange harrte das Schiff befrachtet auf günstige Lüfte;
Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.

Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Öfter sah ich dich gehn zum Tempel, geschmückt und gesittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eilig warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen,
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erschien erst dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals hab' ich gesorgt, es möchte der Krug dir entstürzen,
Doch er hielte sich stet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut, und in dem ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuser, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Woge! Du lügst nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte sich schon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief zum Strande hinab:
»Schon erhebt sich das Segel«, so sprach er, »es flattert im Winde,
Und gelichtet, mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand;
Komm, Alexis, o komm!« Da drückte der wackere Vater
Segnend die würdige Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
»Glücklich kehre zurück!« riefen sie, »glücklich und reich!«
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Türe dich stehn
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: »Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Gesellen der Fahrt?
Fremde Gegenden wirst du besuchen, und köstliche Waren
Wiederbringen, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar bezahlen, schon oft hab' ich die Zierde gewünscht!«
Stehen war ich geblieben und fragte, nach Weise des Kaufmanns,
Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.
Gar bescheiden erwogst du den Preis! da blickt' ich indessen
Nach dem Halse, des Schmucks unserer Königin wert.
Immerfort tönte das Rufen der Schiffer; da sagtest du freundlich:

»Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.«
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.
Öfters bat ich, es sei nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.
Endlich warst du zur Laube gekommen, da fandst du ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend darüber sich hin.
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen:
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entstellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ging nicht. Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm, tausendmal küßt' ich den Hals.
Mir war dein Haupt auf die Schulter gesunken; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal. Da floß
Häufig die Träne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte,
Und für Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger riefen die Schiffer; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: »Dora! und bist du nicht mein?«
»Ewig!« sagtest du leise. Da schienen unsere Tränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Stärker rief's in dem Gäßchen: »Alexis!« Da sah mich der Knabe
Durch die Türe und kam. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! – Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.
Und so hielten mich auch die Gesellen, sie schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
»Ewig!« lispeltest du, o Dora; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Ja, sie stand neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe, die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O, so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Flut!

Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
Aus der Werkstatt sogleich reiche das himmlische Pfand.
Wahrlich, es soll zur Kette werden das Kettchen, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir, locker gewunden, den Hals!
Außerdem schaff ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten: goldne
Spangen sollen dir reichlich verzieren die Hand.
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Saphir
Stelle dem Hyazinth sich gegenüber, und Gold
Halte die herrlichen Steine in schöner Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam freut, einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild' in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Stücke köstlicher Leinwand. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaßne Gespenst mich, das mir die Schöne von ferne
Zeiget: die Türe steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir! [Götter,
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem einen
Gibt, sie kehret sich auch schnell zu dem andern herum.
Lache nicht diesmal, Zeus, der frech gebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! triff! – Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher und gib der tobenden Welle

Diese Waren, und mich gib den Delphinen zum Raub! –
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet ihr nicht die Wunden, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Abschied, Trennungsschmerz – das ist, seit der Leipziger Zeit, ein frühes, immer wiederkehrendes Thema in Goethes Lyrik. Wir kennen es schon aus der dritten Ode an seinen Freund Behrisch, und wir werden ihm wiederbegegnen in den Gedichten an Suleika. Am großartigsten, ergreifendsten vielleicht hat Goethe dieses Thema zehn Jahre nach der Idylle in einer Dichtung gestaltet, die, wohl gewisser Schwierigkeiten halber, zu den wenigst gelesenen gehört: in dem unvollendet gebliebenen Festspiel »Pandoras Wiederkunft«, das 1808 in den beiden ersten Heften der Wiener Zeitschrift »Prometheus« erschien. Hier erreicht Goethes Sprache einen ihrer Gipfelpunkte kunstvoller Durchgestaltung bei freiestem Wechsel antiker Dramenverse mit modernen strophischen Gebilden, auch rezitativischen und ariosen Einlagen. So kunstvoll, ja künstlich auch alles erscheint, so dient diese hohe Rede ihm doch offensichtlich nur dazu, an der Schwelle des Alters einer fast unbezwingbaren Erschütterung Herr zu werden.
Die, der griechischen Sage nach, den Menschen zum Verderben gesandte Gabenbringerin Pandora ist in Goethes Festspiel eine Göttin, die Schönheit selbst. Epimetheus, der Bruder des Prometheus, erliegt ihrem Zauber; er vermählt sich mit ihr, insgeheim gebiert sie ihm zwei Töchter, Elpore und Epimeleia, und in eben der Stunde, da sie ihm die beiden zuführt, verläßt sie ihn.

Epimetheus:

Am schönsten Tage – blühend regte sich die Welt –
Entgegnete sie im Garten mir, verschleiert noch,
Nicht mehr allein: auf jedem Arme wiegte sie
Ein lieblich Kind, beschattet, Töchterzwillinge.
Sie trat heran, daß hoch erstaunt, erfreut ich die
Beschauen möchte, herzen auch nach Herzenslust.

Da sprach sie: Wähle! Das eine sei dir anvertraut,
Eins meiner Pflege vorbehalten! Wähle schnell!
Epimeleia nennst du dies, Elpore dies.
Ich sah sie an. Die eine schalkisch äugelte

Vom Schleiersaum her; wie sie meinen Blick gehascht,
Zurück sie fuhr und barg sich an der Mutter Brust.
Die andre, ruhig gegenteils und schmerzlich fast,
Als Jener Blick den meinigen zuerst erwarb,
Sah stät herüber, hielt mein Auge fest und fest
In ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein Herz.
Nach mir sich neigend, händereichend, strebte sie
Als liebedürftig, hilfsbedürftig, tiefen Blicks.
Wie hätt' ich widerstanden! Diese nahm ich auf;
Mich Vater fühlend, schloß an meine Brust ich sie,
Ihr wegzuscheuchen von der Stirn frühzeit'gen Ernst.
Nicht achtend stand ich, daß Pandora weiterschritt,
Der Ferngewichnen folgt' ich fröhlich rufend nach;
Sie aber, halb gewendet nach dem Eilenden,
Warf mit der Hand ein deutlich Lebewohl mir zu.
Ich stand versteinert, schaute hin; ich seh' sie noch!

Vollwüchsig streben drei Zypressen himmelwärts,
Wo dort der Weg sich wendet. Sie, gewandt im Gehn,
Darzeigte vorgehoben nochmals mir das Kind,
Das unerreichbar seine Händchen reichend wies;
Und jetzt, hinum die Stämme schreitend, augenblicks
Weg war sie! Niemals hab' ich wieder sie gesehn.

Und nun, nachdem Epimetheus dem Bruder die Szene dieses Abschieds berichtet hat, läßt er, der nie verschmerzten Beraubung nachsinnend, Unwiederbringliches trostlos sich vergegenwärtigend, der gestauten Klage freien Lauf:

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abegewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.

Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet sie? scheid' ich? Ein grimmiger Schmerz
Fasset im Krampf dich, du liegst ihr zu Füßen,
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.

Kannst du dann weinen und siehst sie durch Tränen,
Fernende Tränen, als wäre sie fern:
Bleib! Noch ist's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbeweglichster Stern.

Fasse sie wieder! Empfindet selbander
Euer Besitzen und euren Verlust!
Schlägt nicht ein Wetterstrahl euch aus einander,
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück!

In dem gleichen Festspiel glaubt Phileros, ein Sohn des Prometheus, sich von Epimeleia, seiner Geliebten, betrogen. Phileros erliegt dem Wahn der Eifersucht, als er, bei einer ähnlichen Gelegenheit, wie Alexis nach der Trennung von Dora sie in Gedanken sich ausmalt, frühmorgens einen Hirten bei der Geliebten überrascht und den Eindringling fälschlich für einen begünstigten Nebenbuhler hält. Rasend verfolgt er die angstvoll Flüchtende, die bei dem Vater Schutz sucht; er verwundet sie im Nacken, Prometheus stürzt herbei und verweist dem Sohn seine Untat; Phileros enteilt, sich selbst zu richten und den Tod zu suchen. Nun tritt Epimeleia zwischen die Väter.

Epimeleia:

Einig, unverrückt, zusammenwandernd,
Leuchten ewig sie herab, die Sterne;
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfächeln,
Und im Fächeln atmet Philomele,
Atmet froh mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Lieblich, horch! zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen
Und verbreitet früh schon durch die Auen
Heitern Vorgesang mittägiger Heimchen.
Doch der saitenreichen Leier Töne,
Anders fassen sie das Herz, man horchet,
Und wer draußen wandle schon so frühe
Und wer draußen singe goldnen Saiten,
Mädchen möcht' es wissen, Mädchen öffnet
Leis den Schalter, lauscht am Klaff des Schalters.
Und der Knabe merkt: da regt sich eines!
Wer? das möcht' er wissen, lauert, spähet;
So erspähen beide sich einander,
Beide sehen sich in halber Helle.

Und, was man gesehn, genau zu kennen
Und, was man nun kennt, sich zuzueignen,
Sehnt sich gleich das Herz, und Arme strecken,
Arme schließen sich; ein heil'ger Bund ist,
Jubelt nun das Herz, er ist geschlossen.

Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Beteuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Bluten laß den Nacken! laß ihn, Vater!
Blut, gerinnend, stillet leicht sich selber,
Überlassen sich verharscht die Wunde;
Aber Herzensblut, im Busen stockend,
Wird es je sich wieder fließend regen?
Wirst, erstarrtes Herz, du wieder schlagen?

Er entfloh! – Ihr Grausamen vertriebt ihn;
Ich Verstoßne konnt' ihn, ach, nicht halten,
Wie er schalt, mir fluchte, lästernd raste.

Doch willkommen sei des Fluches Rasen:
Denn so liebt' er mich, wie er mich schmähte,
So durchglüht' ich ihn, wie er verwünschte.
Ach! warum verkannt' er die Geliebte?
Wird er leben, wieder sie zu kennen?

Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das gesteh' ich, warum sollt' ich's leugnen?
Unheil überwältigt Scham. – Ein Hirte
Stößt die Tür an, stößt sie auf, und forschend,
Still verwegen, tritt er in den Garten,
Findet mich, die Harrende, ergreift mich,
Und im Augenblick ergreift ihn jener,
Auf dem Fuß ihm folgend. Dieser läßt mich,
Wehrt sich erst und flüchtet, bald verfolgt nun,
Ob getroffen oder nicht? was weiß ich!
Dann auf mich gewandt, mit Schäumen, Schelten,
Dringt nun Phileros; ich stürze flüchtend
Über Blumen und Gesträuch, der Zaun hält
Mich zuletzt, doch hebet mich befitticht
Angst empor, ich bin im Freien, gleich drauf
Stürzt auch er heran; das andre wißt ihr.

Teurer Vater! hat Epimeleia
Sorg' um dich getragen manche Tage,
Sorge trägt sie leider um sich selbst nun,
Und zur Sorge schleicht sich ein die Reue.
Eos wohl wird meine Wange röten,
Nicht an seiner; Helios beleuchten
Schöne Pfade, die er nicht zurückkehrt.
Laßt mich gehn, ihr Väter, mich verbergen,
Zürnet nicht der Armen, laßt sie weinen!
Ach! wie fühl' ich's! Ach! das schmerzt unendlich,
Wohlerworbne Liebe zu vermissen.
Ach, warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles, alles, endlich unser Glück nur!

VI

»Euphrosyne«

Im Januar 1791 wurde Goethe mit der Leitung des neu errichteten Weimarer Hoftheaters beauftragt, das am 7. Mai mit Ifflands »Jägern« eröffnet wurde. In den Annalen seiner »Tag- und Jahreshefte« gedenkt Goethe bei dieser Gelegenheit auch des von ihm geschätzten Schauspielers Neumann, der kurz zuvor gestorben war: »er hinterließ uns eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte.« Im November wurde Shakespeares »König Johann« gegeben; Christiane Neumann spielte darin den Knaben Arthur, einen Neffen des Königs, dessen Rolle Goethe selber mit ihr einstudiert hatte.

Wie Goethe als Theaterleiter zur Eröffnung im Mai einen Prolog geschrieben hatte, so verfaßte er auch zum Abschluß des ersten Jahres für Christiane Neumann einen Epilog, der hier als eines der anmutigsten Beispiele einer aus der Übung gekommenen Dichtungsgattung – der Theaterrede – vorgeführt sei. Man vergesse dabei nicht, daß, als diese Ansprache auf dem Hoftheater eines deutschen Kleinstaates gehalten wurde, vor nicht allzu langer Zeit in Frankreich die Revolution ausgebrochen war, gegen deren republikanische Truppen Goethe im kommenden Jahr mit den deutschen Alliierten ins Feld rücken sollte.

Epilog

Gesprochen von Demoiselle Neumann,
in der Mitte von vielen Kindern, den letzten Dezember 1791.

Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
Die nun dahinten stehen, auch so gern
Und wollen hören, ob es uns gelingt.

Wir haben euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns sehr gefreut und aufgemuntert.

Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen; das hat uns betrübt
Und angefeuert. Denn man strebet fast
Viel stärker, zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt
Und endlich denkt, man müsse nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was ihr bisher so gütig uns gegönnt:
Aufmerksamkeit; dann euren Beifall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste,
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünschen wir euch allen
Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden löst und es eröffnet:
Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hab uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Begünstigt; denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter, die uns allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben und dies Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So seid denn alle zu Hause glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäste, Diener! Liebt euch,
Vertragt euch! Einer sorge für den andern!
Dies schöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.

Und so gesinnt, besuchet dieses Haus
Und sehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu.

Genießt das Gute, was wir geben können,
Und bringet Mut und Heiterkeit mit euch;
Und richtet dann mit freiem reinen Blick
Uns und die Dichter. Bessert sie und uns!
(auf die Kinder deutend)
Und wir erinnern uns in späten Jahren
Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

Unter Goethes Leitung wuchs Christiane Neumann bald zu einer bedeutenden und zu der am meisten beschäftigten Schauspielerin der Weimarer Bühne heran. Nach den Knaben- und Mädchenrollen ihrer ersten Zeit wurden ihr Minna von Barnhelm und Emilia Galotti anvertraut. Sie spielte die Luise Miller in Schillers »Kabale und Liebe«, die Gräfin Eboli in »Don Carlos«, das Klärchen in Goethes »Egmont« und die Ophelia in Shakespeares »Hamlet«.
1793 heiratete sie den Schauspieler Becker, dem sie zwei Kinder gebar. Bald stellte sich jedoch ein schweres Lungenleiden ein, das ihren Gatten im Sommer 1797 nötigte, die Direktion des Theaters um ihre Entlassung zu bitten. Als Goethe sich seit Ende Juli auf einer dritten Reise in die Schweiz befand, erreichte ihn dort die Nachricht, daß Christiane Becker am 22. September ihrem Leiden erlegen sei.
In einem Brief an den Weimarer Gymnasialdirektor Karl August Böttiger heißt es bei dieser Gelegenheit:

Ich leugne nicht, daß mir der Tod der Becker sehr schmerzlich war. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben nur Tränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten. Ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge.

Die letzte Rolle, in der Goethe Christiane Becker auf der Bühne gesehen hatte, war die Euphrosyne in Weigls Zauberoper »Das Petermännchen« gewesen. Frohsinn, Heiterkeit, auch Freudespenderin bedeutet dieser Name, der von einer der drei Grazien oder Charitinnen entlehnt war, und diesen sie verklärenden Namen setzte Goethe nun über die Elegie, die er zu ihrem Gedächtnis verfaßte. Die Elegie erschien dann 1799 in Schillers Musenalmanach, dem gleichen, der auch eine Anzahl von Goethes und Schillers Balladen enthielt.

Unter den ersten Lesern der Elegie äußerte ein Sohn seines Freundes Jacobi Goethe gegenüber: »er habe Euphrosyne lange Zeit im Busen getragen wie eine Geliebte, er habe sich damit niedergelegt und sei damit aufgestanden«.
In Goethes Dank- und Antwortschreiben heißt es:

Es freut mich, daß Sie Euphrosynen auszeichnen. Ich bin sowohl wegen des Stoffs als wegen den Umständen, welche die Behandlung und Ausführung begleiteten, diesem kleinen Gedicht sehr mit Freundschaft zugetan. Ich erhielt in der Schweiz die Nachricht von dem Tode dieser geliebten Person. Überhaupt traf bei diesem Gedicht glücklicherweise zusammen, daß das Poetische durchaus auf dem Wirklichen ruht, und dieses doch nichts für sich selbst gilt, sondern erst dadurch etwas wird, daß es als Folie durch den poetischen Körper durchscheint.

Zum Verständnis des Gedichtes, in dem die Verstorbene dem Freunde in der Ferne erscheint und ihm selber ihren Tod ansagt, sei hier nachgetragen und vorausgeschickt, daß der Knabe Arthur in Shakespeares »König Johann« von Hubert de Burgh, dem Kämmerer des Königs, auf dessen Anstiften geblendet werden soll; doch gelingt es Arthur schließlich, ihn davon abzubringen. Um sich weiteren Nachstellungen zu entziehen, springt Arthur von den Mauern des Schlosses von Northhampton und stürzt dabei zu Tode. Bei der Probe hatte Goethe selber die Rolle des Kämmerers Hubert übernommen.
Die Erscheinende gedenkt dieser Probe und auch des Umstandes, daß Goethe sie damals als den zu Tode gestürzten Knaben aufhob und forttrug.
Der herzbewegende Kunstgriff des Gedichtes besteht in einer Art Spiegeleffekt der Erinnerung: während die junge Tote im Mittelteil ihrer Rede dem Freund zu wiederholen vorgibt, was er damals zu ihr sprach – sind diese Worte doch unverkennbar ein wie vorwegnehmendes Echo auf die Erschütterung des Dichters, der im Gefühl des unwiederbringlichen Verlustes seiner Neigung gesteigert innigen Ausdruck verleiht.

Euphrosyne

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung;

Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute
Segnend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüt!
Nenne, wenn du cs darfst vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du seist von den ewigen Töchtern
Zeus', und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied. –
»Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Träne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf,
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele,
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umstands.
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen:
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?

Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild',
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen und wandtest
Selbst den tränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von [dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund,
Fragte: Warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Beßre gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein, mein liebliches Kind! so riefst du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Tränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den selber der Schein früher Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz:
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Öfter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage:

Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du, zur Leiche verstellt, über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich dich mir in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sei mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. –
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde,
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst du nun sein, und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt,
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn tätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte der Grabs, freudiges Opfer sie bringt –
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte: mich führt streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.

Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche, massenweis, Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh herunter gesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich! und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt.« –
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich,
Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor.
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verschlangen
Wachsende Wolken, im Zug, beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her, die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmut reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Tränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

VII

Balladen

Ehe die Ballade im 19. Jahrhundert die wohl beliebteste und populärste Gedichtgattung wurde, war sie ein kürzeres Lied mit Refrain oder ein längeres, ebenfalls zum liedhaften Vortrag bestimmtes erzählendes Gedicht, das dann gelegentlich, wie auch bei Goethe und Schiller noch, als Romanze bezeichnet wurde. Unter dem Einfluß einer in Schottland erschienenen Sammlung alter Lieder und Balladen begann dann 1765 Herder das zu sammeln und zu übersetzen, was er »Volkslieder« nannte, schufen Hölty und Bürger die Schauer- und Gespensterballade, Stolberg die mittelalterliche Ritterballade. Das bald weitberühmte und gern deklamierte erste Meisterstück der Gattung war Bürgers höchst wirkungsvolle »Lenore«, die 1771 erschien.

Im gleichen Jahr beginnt Goethe, von Herder angeregt, auf seinen Ritten durch das Elsaß deutsche Volkslieder zu sammeln, und damals entstehen auch seine ersten eigenen, noch durchaus für den Gesang bestimmten Balladen, wie der »König in Thule«, den er Gretchen nach ihrer ersten Begegnung mit Faust abends beim Ausziehen vor sich hin singen läßt.

Als Goethe dann, drei Jahre später, im Frühsommer 1774 mit Lavater eine Rheinreise unternahm, fuhr man von Bad Ems zu Schiff die Lahn abwärts nach Koblenz. Unterhalb der Ruine von Schloß Lahneck improvisierte Goethe folgende Strophen, die er seinem Freunde in die Feder diktierte und die er später unter dem Titel »Geistergruß« in seine Schriften aufnahm.

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu fahren heißt.

»Sieh, diese Sehne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt –

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh.
Und du, du Menschen-Schifflein dort,
Fahr immer, immer zu!«

Das ist nun fast schon, wie manches Volkslied auch, ein Rollengedicht, das einer bestimmten Person in den Mund gelegt wird. Unter derartigen Rollengedichten finden sich bei allen Völkern neben liebenden, werbenden, klagenden auch Hohn-, Spott- und Trotzlieder, und von dieser letzteren Art seien aus Goethes früher Zeit zwei balladenartige Stücke angeführt.
Das erste ist die Bearbeitung eines Textes, den er in einer deutschen Übersetzung der Essays von Montaigne fand. Montaigne berichtet dort, er besitze ein kannibalisches Lied, in dem ein brasilianischer Gefangener seine Feinde, die ihn verzehren werden, mit grimmigem Spott herausfordert. Dieses »Todeslied eines Gefangenen« lautet in Goethes Version:

Kommt nur kühnlich, kommt nur alle
Und versammelt euch zum Schmause!
Denn ihr werdet mich mit Dräuen,
Mich mit Hoffnung nimmer beugen.
Seht, hier bin ich, bin gefangen,
Aber noch nicht überwunden!
Kommt, verzehret meine Glieder
Und verzehrt zugleich mit ihnen
Eure Ahnherrn, eure Väter,
Die zur Speise mir geworden!
Dieses Fleisch, das ich euch reiche,
Ist, ihr Toren, euer eignes,
Und in meinen innern Knochen
Stickt das Mark von euren Ahnherrn.
Kommt nur, kommt, mit jedem Bissen
Kann sie euer Gaumen schmecken!

Das folgende Trotzlied soll man sich nicht in eine historische Ferne entrückt denken; es war, als es 1776 in Weimar geschrieben wurde, so neu und modern wie etwa verwandte Moritaten Bert Brechts in seiner »Hauspostille«.

Vor Gericht

Von wem ich's habe, das sag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib.
Pfui, speit ihr aus, die Hure da!
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das sag' ich euch nicht,
Mein Schatz ist lieb und gut,
Trägt er eine goldne Kett' am Hals,
Trägt er einen strohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen sein,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitt', laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind und bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Anläßlich einer seiner späteren Balladen spricht Goethe einmal von dem Mysteriösen, dem Geheimnisvollen der Ballade, das aus der Vortragsweise, das heißt der Behandlung durch den Dichter, entspringe. Dem nicht unverwandt ist bei ihm, dem Stoff nach, das Magische oder besser: das Numinose, das »Heilige« als das »Ganz Andere«, das in das Leben des Menschen übermächtig eingreift, gleichviel, ob aus der Sphäre des Elementaren, des Dämonischen oder des Göttlichen. Das es begleitende Kennzeichen ist überall der Schauder, den es auslöst: ein Hauch nicht nur des Gräßlichen, sondern auch des Schmeichelnden, Lockenden, Betörenden, ja durch göttliche Gewalt Hinreißenden und erlösend Entrückenden. Dieses Schaurige finden wir bei Goethe in derjenigen unter seinen frühen Balladen am eindrucksvollsten gestaltet, in der das erzählende Element der Gattung zum ersten Male stärker hervortritt. Das um 1774 entstandene Gedicht trägt den Titel »Der untreue Knabe«.
Die letzte Zeile jeder Strophe geht hier reimlos aus; der zudem kürzere allerletzte Vers markiert hörbar ein schroffes Abbrechen. Die tote Geliebte in der unterirdischen Höhle wendet sich nach dem Knaben um, und der Hörer soll, was ungesagt bleibt, selber ergänzen: das Entsetzen, die Reue, die den Ungetreuen überfällt.

Es war ein Buhle frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hat ein armes Maidel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekost und liebgeherzt,

Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Das arme Maidel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht' und weint' und bet' und schwur –
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund, da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, graust sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, 'nüber, hin und her,
Kann keine Ruh' erreiten;
Reit' sieben Tag und sieben Nacht –
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluten reißen über;

Und reit' im Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bindt 's Pferd hauß an und kriecht hinein
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt:
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und krapelt nach,
Die Lichtlein ferne weichen,
Irrführen ihn die Quer und Läng'
Treppauf treppab durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohlaugig grinsen allzumal
Und winken ihm zum Feste.

Er sieht sein Schätzel obenan
Mit weißen Tüchern angetan,
Die wend't sich –

Im Frühling und Sommer 1797 schrieb Goethe dann mit Schiller um die Wette einige seiner bekanntesten Balladen. Sie erschienen bald darauf, mit denen des Freundes zusammen, in dessen Musenalmanach auf das Jahr 1798. Als erste entstand »Der Schatzgräber«, der, volksliedhaft anhebend, sich zu einer klassizistischen Parabel entwickelt und schon den höheren Ton der nun rasch folgenden Kunstballaden anschlägt.

Arm am Beutel, krank am Herzen
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
»Meine Seele sollst du haben!«
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

»Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.«

Anfang Juni entstand dann, in wenigen Tagen, »Der Gott und die Bajadere«. Der Stoff dieser »indischen Legende«, den Goethe in seinen Grundzügen übernahm, war ihm seit langem vertraut. Als Quelle hat man die 1783 erschienene Übersetzung einer zeitgenössischen französischen Reisebeschreibung nachgewiesen. Mahadöh, so heißt der Gott bei Goethe, ist ein Beiname des Schiva, eines der drei höchsten Götter des Hinduismus, der hier in Menschengestalt auf die Erde herabkommt. Von den Bajaderen, deren Name vom portugiesischen la baladeira (Tänzerin) stammt, berichtet der französische Reisende in seinen Aufzeichnungen:
»Diese Mädchen weihen sich ganz der Verehrung der Götter, die sie in den Prozessionen begleiten, indem sie vor ihren Bildern hertanzen und singen. Der Handwerker bestimmt gemeiniglich die jüngste seiner Töchter zu diesem Dienst und schickt sie in die Pagode, noch ehe sie mannbar ist. Dort bekommen sie Tanzmeister und Musiklehrer. Am Ende werden diese Mädchen öffentliche Huren. Sie sammeln sich dann in eine Gesellschaft, nehmen noch Musikanten zu sich und unterhalten mit Tanz und Musik jedermann, der sie zu sich rufen läßt. Das Blinzen ihrer Augen, die sie halb öffnen, halb schließen und zugleich unter schmachtenden Tönen den Leib nachlässig sinken lassen, zeigt, daß alles an ihnen Wollust atme. – Die Bajaderen erscheinen jederzeit im größten Putz, wenn man sie rufen läßt; sie parfümieren sich, schmücken sich mit Juwelen und kleiden sich in Gold- und Silberstoffe.«

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal,
Daß er unsersgleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wòhnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er mit gemalten Wangen
Ein verlornes schönes Kind.
»Grüß' dich, Jungfrau!« – »Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus.« –
»Und wer bist du?« – »Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.«
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
»Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.«
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüte
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüte,
Wird nicht fern die Liebe sein.
Aber sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum ersten Mal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinst,
Ach, und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen, behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden, das schöne Gespinst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Tot den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Totengesänge,
Sie raset und rennet und teilet die Menge.
»Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?«

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
»Meinen Gatten will ich wieder!

Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zur Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur *eine* süße Nacht!«
Es singen die Priester: »Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Totenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!«

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Not;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Diese einzige sozusagen exotische unter Goethes Balladen, das erste Gedicht, in dem er einen östlichen Stoff behandelt, wurde damals, im Juni 1797, in vier Tagen konzipiert und ausgearbeitet. An den beiden vorangegangenen Tagen war die längste seiner nun nicht mehr volkstümlichen, sondern fast novellistisch durchgeführten Kunstballaden entstanden: »Die Braut von Korinth«. Auch diese Ballade erzählt von einer Liebesvereinigung über den Tod hinaus, doch sind

die Rollen vertauscht. Wie in Bürgers »Lenore« fordert ein Toter sein Recht: hier die unvermählt ins Grab gesunkene Braut eines Jünglings, dem sie von ihren Eltern, vor deren Übertritt zum Christentum, versprochen worden war.
Was es mit solchen Stoffen, die Goethe oft lange mit sich herumtrug, ehe sie Gestalt annahmen, für eine Bewandtnis hatte, darüber hat er sich im Alter gelegentlich geäußert:

Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Überliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiednern Darstellung entgegenreiften. Ich will hiervon nur die »Braut von Korinth«, den »Gott und die Bajadere« nennen.

Auch in der folgenden Ballade, die fünfzehn Jahre später entstand und in der Goethe an alte Totentanz-Vorstellungen anknüpft, macht die Geistersphäre gegen den Menschen ihr Recht geltend. Doch ist das Makabre hier ins mittelalterlich Gotische transponiert, nicht ohne eine Beimischung des Grotesken; und diesmal entgeht der Bedrängte im letzten Augenblick dem tödlichen Zugriff, weil nach altem Volksglauben die Geister nur von Mitternacht bis Eins Gewalt über den Menschen haben.

Der Totentanz

Der Türmer, der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht;
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will sich ergetzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,

Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Getan wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Türen.
Der Mond, und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und, husch, ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Türmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht,
Da gilt auch kein langes Besinnen,
Den gotischen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den armen, den Türmer getan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,
Gern gäb er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt – jetzt hat er am längsten gelebt –
Den Zipfel ein eiserner Zacken.

Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerschellt das Gerippe.

Wieder in einer anderen Tonart, auch in anderer Umgebung, der für diesmal wenig Gespenstisches anhaftet, traktiert Goethe ein damals gern behandeltes, halb magisches, halb naturphilosophisches Thema: die umstrittene Lehre von der actio in distans, der »Wirkung in die Ferne«, wie man sie etwa der Gravitation, auch der Elektrizität, zuschrieb.
»Der Begriff einer Wirkung in die Ferne«, heißt es in Schellings Schrift »Von der Weltseele«, »an welcher noch viele sich stoßen, beruht ganz auf der idealistischen Vorstellung des Raumes, nach welcher zwei Körper in der größten Entfernung voneinander als sich berührend vorgestellt werden.«
Für diese Lehre also liefert das hier berichtete Vorkommnis an einem königlichen Hof der Königin selber ein Argument und die Gelegenheit, ein entdecktes Geheimnis mit einem Scherzwort so treffend wie nachsichtig zu kommentieren.

Wirkung in die Ferne

Die Königin steht im hohen Saal,
Da brennen der Kerzen so viele;
Sie spricht zum Pagen: »Du läufst einmal
Und holst mir den Beutel zum Spiele.
Er liegt zur Hand
Auf meines Tisches Rand.«
Der Knabe, der eilt so behende,
War bald an Schlosses Ende.

Und neben der Königin schlürft zur Stund'
Sorbet die schönste der Frauen.
Da brach ihr die Tasse so hart an dem Mund,
Es war ein Greuel zu schauen.
Verlegenheit! Scham!
Ums Prachtkleid ist's getan!
Sie eilt und fliegt so behende
Entgegen des Schlosses Ende.

Der Knabe zurück zu laufen kam
Entgegen der Schönen in Schmerzen,

Es wußt' es niemand, doch beide zusamm',
Sie hegten einander im Herzen;
Und o des Glücks,
Des günst'gen Geschicks!
Sie warfen mit Brust sich zu Brüsten
Und herzten und küßten nach Lüsten.

Doch endlich beide sich reißen los;
Sie eilt in ihre Gemächer;
Der Page drängt sich zur Königin groß
Durch alle die Degen und Fächer.
Die Fürstin entdeckt
Das Westchen befleckt:
Für sie war nichts unerreichbar,
Der Königin von Saba vergleichbar.

Und sie die Hofmeisterin rufen läßt:
»Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und Ihr behauptetet steif und fest,
Nicht reiche der Geist in die Weite;
Die Gegenwart nur,
Die lasse wohl Spur;
Doch niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmlischen Sterne.

Nun seht! Soeben ward mir zur Seit'
Der geistige Süßtrank verschüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten so weit
Dem Knaben die Weste zerrüttet. –
Besorg' dir sie neu!
Und weil ich mich freu',
Daß sie mir zum Beweise gegolten,
Ich zahl' sie! sonst wirst du gescholten.«

Im April 1813 befand Goethe sich wieder einmal auf einer Reise in die böhmischen Bäder. Unterwegs entstand, neben der Ballade vom Totentanz, auch die vom getreuen Eckart. Goethes Begleiter, sein Sekretär John, erzählte ihm, wie es in einem Brief an Christiane heißt, »eine alte Geisterlegende, die ich sogleich, als wir in Eckartsberge still hielten, rhythmisch ausbildete«. Das

Gedicht beginnt mit einem Wechselgespräch verängstigter Kinder, die auf dem nächtlichen Heimweg vom Wirtshaus, wo sie Bier für die Eltern geholt haben, sich vor dem schon herannahenden wütenden Heer der Frau Hulda fürchten.

»O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen; da kommt schon der nächtliche Graus:
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge.«

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
»Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden.«

Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Getal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
»Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig.« –
»Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut.« –
»Nein, keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anrät, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt;
Die habt ihr nun köstlich in Händen.«

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag.
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
»Wie ist's mit den Krügen ergangen?«
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

Wie Goethes letztes erzählendes Werk in Prosa, die 1826/28 niedergeschriebene »Novelle« sich aus dem langgehegten Plan zu einem Epos »Die Jagd« entwickelte, so seine letzte Ballade, die ebenfalls nur den Gattungsnamen als Titel trägt, aus dem Stoff zu einem Drama oder einer Oper »Der Löwenstuhl«, die Goethe um 1803 beschäftigten und von denen sich Bruchstücke erhalten haben. Diese »Ballade« vom vertriebenen und als Bettlersänger nach Jahren heimkehrenden Grafen beginnt:

Herein, o du Guter! du Alter, herein!
Hier unten im Saale, da sind wir allein,
Wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter, sie betet, der Vater im Hain
Ist gangen, die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne,
Wir haben schon längst einen Sänger erhofft,
Die Kinder, sie hören es gerne.

Als diese letzte seiner Balladen 1820 in Goethes Hauszeitschrift »Über Kunst und Altertum« erscheint, geht ihr, gleichsam im Spiegel, ein Echo voraus – ein Spiel, das Goethe auch andernorts gelegentlich betreibt. Dreimal findet sich dort, in des Zweiten Bandes drittem Heft, auf einer linken Seite, mottoartig abgelöst, ein kleines Gedicht: nach dem Vor-, nach dem Haupt- und nach dem ersten Zwischentitel. Dann erst eröffnet auf einer rechten Seite die »Ballade«, mit ihrem Refrain: »Die Kinder, sie hören es gerne«, den Textteil des Heftes. Das ihr vorausgehende Spruchgedicht lautet:

Töne, Lied, aus weiter Ferne,
Säusle heimlich nächster Nähe,
So der Freude, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wirkt geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne.

VIII

Einfühlung, Nachbildung, Aneignung

Was ist im grünen Wald dort jene Weiße?
Schnee oder Schwäne? Sei es Schnee, er müßte
Geschmolzen endlich sein und Schwäne wären
Davon geflogen. Weder Schnee noch Schwäne,
Es sind die Zelte Asans, unsers Herzogs.
Verwundet ächzt er drinnen; ihn zu sehen
Kömmt zu ihm seine Mutter, seine Schwester;
Die Gattin säumt aus Scham zu ihm zu kommen.

Diesen Beginn eines dalmatinischen Volksliedes fand Goethe 1775 in einer von Friedrich A. C. Werthes besorgten Übersetzung der Abhandlung »De' costumi de' Morlachi« des Abate Alberto Forti, die dieser 1774 in dem Bericht einer Reise nach Dalmatien abgedruckt hatte. Werthes hatte aus dieser Abhandlung auch die Urtexte der Lieder übernommen, was Goethe in den Stand setzte, anhand dieser »mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals« eine eigene, dem Volkston nähere Fassung anzufertigen, die Ende 1778, ohne Nennung des Verfassers, in Herders Sammlung »Stimmen der Völker in Liedern« erschien, unter dem Titel »Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga«:

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl oder sind es Schwäne?
Wär es Schnee da, wäre weggeschmolzen,
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga,
Niederliegt er drin an seiner Wunde.
Ihn besucht die Mutter und die Schwester,
Schamhaft säumt sein Weib zu ihm zu kommen.

Erst das trochäische Versmaß und der dem Einzelvers sich einfügende syntaktische Parallelismus rücken hier gleich eingangs für den nachdrücklich-einprägsamen Vortrag alles an die rechte Stelle. Und so durch das ganze Gedicht: raffend, kerbend, gliedernd.

Goethes Interesse für Volkslieder namentlich der Balkanvölker währte bis ins hohe Alter unvermindert fort. »Meine frühe Vorliebe für eigentümliche Volksgesänge hat später nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mitteilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.« 1825 widmete ihm »ein Frauenzimmer von besondern Eigenschaften und Talenten« die von ihr unter dem Pseudonym Talvj (= Therese A. L. von Jakob) übersetzten »Volkslieder der Serben«, die Goethe mit großer Zustimmung ausführlich anzeigte, und noch im gleichen Jahr bot eine von einem Franzosen veranstaltete Sammlung neugriechischer Lieder ihm Veranlassung, einige Stücke daraus nachzubilden. Angeführt sei hier das folgende Liebe-Skolion, ein »Schlangen- oder Zickzacklied«, dessen einzelne Strophen man sich beim Gastmahl wechselweis nach Laune über den Tisch gesungen vorzustellen hat.

Diese Richtung ist gewiß,
Immer schreite, schreite!
Finsternis und Hindernis
Drängt mich nicht zur Seite.

Endlich leuchtet meinem Pfad,
Luna! klar und golden;
Immer fort und immer grad
Geht mein Weg zur Holden.

Nun der Fluß die Pfade bricht,
Ich zum Nachen schreite;
Leite, liebes Himmelslicht,
Mich zur andern Seite.

Seh ich doch das Lämpchen schon
Aus der Hütte schimmern;
Laß um deinen Wagenthron
Alle Sterne glimmern.

Solch freier Umgang mit Fremdem, Entlehntem wird da noch übertroffen, wo der Dichter sich durch ein einheimisches Gebilde im eigenen Sprachbereich zu wetteifernder Umgestaltung angereizt fühlt. In dem von Heinrich Voß herausgegebenen Musenalmanach auf das Jahr 1795 stand in Zelters Vertonung ein Lied von Friederike Brun zu lesen, das Goethe im April des gleichen Jahres in einer Gesellschaft vortragen hörte und dessen Melodie einen »so unglaublichen

Reiz« für ihn hatte, daß er nicht unterlassen konnte, selbst ein Lied dazu zu dichten, das dann seinerseits sein meistvertontes wurde. »Ich denke dein« war Friedrike Bruns Gedicht überschrieben (das selber bereits an Matthisson sich anlehnte).

Ich denke dein, wenn sich im Blütenregen
Der Frühling malt
Und wenn des Sommers mildgereifter Segen
In Ähren strahlt.

Ich denke dein, wenn sich das Weltmeer tönend
Gen Himmel hebt
Und vor der Wogen Wut das Ufer stöhnend
Zurücke bebt.

Ich denke dein, wenn sich der Abend rötend
Im Hain verliert
Und Philomelens Klage leise flötend
Die Seele rührt.

Beim trüben Lampenschein in bittren Leiden
Gedacht' ich dein;
Die bange Seele flehte nah am Scheiden:
Gedenke mein!

Ich denke dein, bis wehende Zypressen
Mein Grab umziehn;
Und auch in Tempes Hain soll unvergessen
Dein Name blühn.

Goethes Lied beginnt wie die Vorlage »Ich denke dein, wenn . . .«, wiederholt diesen Einsatz jedoch nur ein einziges Mal gleich in der ersten Strophe, verwirft dann alle lästigen »Und« und entwickelt sich, wo die Dichterin wehmütig-schmerzlich sich in die Fernen vergangener Krankheit und des künftigen Grabes verliert, ab der zweiten Strophe in leidenschaftlicher Steigerung und Beschleunigung: »Ich sehe dich«, »Ich höre dich«, »Ich bin bei dir«, bis zu dem beschwörenden Ruf nach voller Gegenwart.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Von solcher frei variierenden Aneignung zur aufbessernden, ja übertreffenden Fortsetzung eines fremden Werkes ist nur ein Schritt. Und hier sei die Gelegenheit wahrgenommen, aus Goethes Theaterreden ein zweites, in seiner Art einziges Stück der Vergessenheit zu entreißen: den Epilog zu J. G. Dyks Trauerspiel »Graf von Essex« nach dem Englischen des John Banks, der im Oktober 1813 in vier Tagen konzipiert und ausgearbeitet wurde. Goethe schreibt dazu in seinen »Tag- und Jahresheften«:

Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgendein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich widmete und dazwischen, eine notgedrungene unerfreuliche Aufführung des »Essex« im Auge, der Schauspielerin Wolff zuliebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den »Epilog zu Essex« schrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig.

Elisabeths erste Worte sind an Minister Burleigh, den General Raleigh und ihr Gefolge gerichtet, die eben die Bühne betreten. Burleigh will melden, daß Graf Essex, Elisabeths Günstling und bis zu seinem Sturz der einflußreichste Mann am Hofe, enthauptet wurde. Die Königin läßt ihn jedoch nicht zu Worte kommen, und alsbald wird im Hintergrund der Bühne die Leiche des Grafen vorübergetragen. Zeit der Handlung: 1601, zwei Jahre vor Elisabeths Tod.

Epilog

Zum Trauerspiele »Essex«
im Charakter der Königin

(Den 13. November 1813)

Und Essex nicht? – Unselige, kein Wort!
Ihr tretet auf, den Edlen trägt man fort!
Die Schwäche wird, die List zu spät verbannt;
Ich traut euch noch, ob ich euch schon gekannt,
Wie einer, der, zu eigenem Gericht,
Die Schlange nährt und wähnt, sie steche nicht.
Kein Laut, kein Hauch beleidige mich hier!
Essex verstummt, und so verstummt auch ihr!
Nun zeige sich mein ungebeugter Sinn;
Verschwindet all! Es bleibt die Königin.
(Alles entfernt sich, sie tritt vor.)

Sie bleibe! ja! an diesem Tag voll Graun
Mit schnellem Blick ihr Leben zu beschaun;
Denn ihr geziemts, so hoch hinaufgestellt,
Des Glücks Gebieterin, die Lust der Welt,
Sich immer selber gleich, da klar zu sehn,
Wo andre, dumpf gedrückt, im Traume gehn.

Wer Mut sich fühlt in königlicher Brust,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Lust
Des Stufenthrones untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und steigt getrost hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Last,
Er wägt sie nicht; entschlossen, wie gefaßt,

Drückt er sie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt sie leicht, als wie von Grün umlaubt.

So tatest du. – Was noch so weit entfernt,
Hast du dir anzueignen still gelernt;
Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,
Du hasts gesehn, betrachtet und erkannt. –
Des Vaters Wut, der Mutter Mißgeschick,
Der Schwester Haß, das alles blieb zurück,
Blieb hinter dir, indessen du gebeugt
Mit hohem Sinn dich in dir selbst erzeugt
Und, im Gefängnis hart behandelt, Frist
Zu bilden dich gewannst, das, was du bist.
Ein froher Tag erschien, er rief dich an,
Man rief dich aus, und so war es getan:
»Die Königin – sie lebe!« Nun, du standst
Und stehest noch trotz dem, was du empfandst,
Und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod
Von außen und von innen dich bedroht.
Des Papstes heilger Grimm, des Spaniers Neid,
So vieler Freier Unbescheidenheit,
Der Großen tückisch aufgeregter Sinn,
Verräter viel, selbst eine Königin, –
Und dieser denn zuletzt! – Das trag ich hier!
Die schnöde Welt, was weiß sie denn von mir?
Schauspielerin! so nennen sie mich all,
Und Schau zu spielen ist ja unser Fall.
Die Völker gaffen, reden, wähnen viel;
Was wollen sie denn anders als ein Spiel?
Verstellt man sich denn einzig auf dem Thron?
Dort spielt ein Kind, und das verstellt sich schon.

Doch mit dir selbst, in Glück und in Gefahr,
Elisabeth, dir selbst getreu und wahr,
Mit Recht verschlossen. – Welches zweite Herz
Vermag zu teilen königlichen Schmerz?
Die falsche Welt, sie buhlt um unsern Schatz,
Um unsre Gunst, sogar um unsern Platz;
Und machst du je dir den Geliebten gleich,

Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.
So war auch dieser. – Und nun sprich es aus:
Dein Leben trugen sie mit ihm hinaus. –
Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dies gibt man zu; doch wer gesteht sich frei,
Daß diese Liebe nun die letzte sei;
Daß sich kein Auge mehr mit froher Glut
Zu unserm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraschtem Herzen leicht entquoll,
Verrätrisch mehr die Wange färben soll;
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiedersehn zu hoffen, das beglückt;
Daß von der Sonne klarstem Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird. – Hier ist es Nacht –
Und Nacht wirds bleiben in der hohlen Brust.
Du blickst umher und schauest ohne Lust,
Solang die Parze deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du selbst gestirnt,
Und suchst vergebens um dein fürstlich Haupt
Den schönsten Stern, den du dir selbst geraubt;
Das andre scheint ein unbedeutend Heer,
Gesteh dirs nur! denn Essex lebt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der Welt?
Der liebste Schmuck an allem, was gefällt?
War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein kostbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie schritt er nicht so frei, so musterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft;
Wie lauscht ich gern dem wohlbedachten Rat!
Erst reine Klugheit, dann die rasche Tat;
Gemäßigt Feuer erst, dann Flammenglut,
Und königlich war selbst sein Übermut.

Doch ach! zu lange hast du dirs verhehlt:
Was ist das alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günstling, gegen uns ergrimmt,
Das rauben will, was wir ihm frei bestimmt,
Wenn unsere Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo sie belohnen wollte, strafen muß!

Er ist gestraft – ich bin es auch! wohlan,
Hier ist der Abschluß! Alles ist getan,
Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr!

Und über dieses Nichts du Herrscherin!
Hier zeige sich zuletzt dein fester Sinn:
Regiere noch, weil es die Not gebeut,
Regiere noch, da es dich nicht mehr freut.
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
Dich so zu sehen, ist die Welt gewöhnt;
So unerschüttert zeige dich am Licht,
Wenn dirs im Busen morsch zusammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich stille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In deiner Zimmer einsamstem Gemach
Entledige sich dein gerechtes Ach!
Du seufzest! – Fürchte nicht der Wände Spott,
Und wenn du weinen kannst, so danke Gott!

Und immer mit dir selbst, und noch einmal
Erneuet sich die ungemeßne Qual.
Du wiederholst die ungemeßne Pein:
Er ist nicht mehr; auch du hörst auf, zu sein –
So stirb, Elisabeth, mit dir allein!

Ein Jahr später, im Dezember 1814, entstand, nun wiederum anhand einer Vorlage, diesmal eines lateinischen Prosatextes, ein anderes politisch-historisches Rollengedicht: die Schmäh- und Trotzrede des Winters an den Eroberer Timur Lenk (Tamerlan), der im 13. Jahrhundert ein Reich von Peking bis Moskau

begründete. Unüberhörbar für jeden Zeitgenossen war in diesen Versen auch 1819 noch, als sie im »West-östlichen Divan« zu lesen standen, die Anspielung auf Napoleons russischen Feldzug im Winter 1812, der den Niedergang seiner Vorherrschaft über Europa einleitete. Goethes Quelle, ein von dem englischen Orientalisten Sir William Jones aus dem Arabischen übersetzter Text, beginnt: »Circumibat autem illos Hyems cum ventis suis vehementibus et sparsit inter eos flatus suos glaream dispergentes . . .« Und die Rede des Winters endet mit den Worten: »At in diebus meis, Dei adjutu, est id quod magis vexet et percutiat. Et per Deum, tibi nihil remitto. Cape igitur id, quod ad te attuli, et per Deum, non te defendent, o senex, a leti frigore carbonum in foco ardor nec in mense Decembri flamma.«

Es scheint, als hätte der Rhythmus der ersten drei Wörter (»Circumibat autem illos . . .«) Goethe sogleich auf den ihm aus Nachbildungen spanischer Romanzen und Dramen geläufigen vierhebigen Trochäus gebracht, der uns im Divan zwar häufiger begegnet, hier jedoch, reimlos und vielfach verschliffen, eine eigentümliche drohende Heftigkeit gewinnt.

Der Winter und Timur

So umgab sie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwischen alle,
Hetzt er die verschiednen Winde
Widerwärtig auf sie ein.
Über sie gab er Gewaltkraft
Seinen frostgespitzten Stürmen,
Stieg in Timurs Rat hernieder,
Schrie ihn drohend an und sprach so:
»Leise, langsam, Unglücksel'ger!
Wandle, du Tyrann des Unrechts;
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen deinen Flammen?
Bist du der verdammten Geister
Einer, wohl! ich bin der andre.
Du bist Greis, ich auch, erstarren
Machen wir so Land als Menschen.
Mars! du bist's! ich bin Saturnus,
Übeltätige Gestirne,
Im Verein die schrecklichsten.

Tötest du die Seele, kältest
Du den Luftkreis; meine Lüfte
Sind noch kälter, als du sein kannst.
Quälen deine wilden Heere
Gläubige mit tausend Martern;
Wohl, in meinen Tagen soll sich,
Geb' es Gott! was Schlimmres finden.
Und bei Gott! dir schenk' ich nichts.
Hör' es Gott, was ich dir biete!
Ja bei Gott! von Todeskälte
Nicht, o Greis, verteid'gen soll dich
Breite Kohlenglut vom Herde,
Keine Flamme des Dezembers.«

Ein letztes Mal begegnet uns Napoleon, ungenannt, doch jedem erkennbar, bei Goethe in seiner Nachdichtung der großen Ode Alessandro Manzonis: »Il cinque Maggio«. Sie entstand 1821, als Napoleon am 5. Mai auf der Insel St. Helena in der Verbannung gestorben war, und wurde von Goethe als erstem im Januar/Februar 1822 ins Deutsche übersetzt.
Wie schon in den früher entstandenen »Inni sacri« verwendet Manzoni auch in dieser Ode zwei in der italienischen Dichtung unübliche Versschlüsse: reimlose Daktylen und einen jeweils zwei Strophen verklammernden männlichen Schlußreim. Das nimmt sich folgendermaßen aus:

Ei fu. Siccome immobile,
Dato il mortal sospiro,
Stette la spoglia immemore
Orba di tanto spiro,
Così percossa, atonita
La terra al nunzio stà,
Muta pensando all'ultima
Ora dell'uom fatale;
Nè sa quando una simile
Orma di piè mortale
La sua cruente polvere
A calpestrar verrà.

Goethe übersetzt diese Doppelstrophe durchgehend reimlos, im regelmäßigen Wechsel daktylischer und jambischer Versschlüsse.

Er war – und wie bewegungslos
Nach letztem Hauche-Seufzer
Die Hülle lag, uneingedenk,
Verwaist von solchem Geiste:
So tief getroffen, starr erstaunt
Die Erde steht der Botschaft.
  Stumm, sinnend nach der letztesten
Stunde des Schreckensmannes;
Sie wüßte nicht, ob solcherlei
Fußstapfen Menschenfußes
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu stempeln sich erkühnten.

Das ist im Deutschen kaum weniger befremdlich, als Manzonis Strophe den Italienern erscheinen mochte. Das ganze Bestreben des Übersetzers ist auf Ernst, Nachdruck, Gedrängtheit, Mächtigkeit, eine Art erhabenes Schreiten gerichtet. Das gibt sich anfangs jambisch, neigt jedoch bald zur Häufung schwerer Silben zu Versbeginn, fügt weitere Daktylen ein und ersetzt in den ungeraden Zeilen den daktylischen Versausgang (– ∪∪) häufig durch einen Creticus – ∪ –).

Ihn wetterstrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muse schweigend,
Sodann im Wechsel immerfort
Ihn fallen, steigen, liegen;
Zu tausend Stimmen Klang und Ruf
Vermischte sie nicht die ihre.
  Jungfräulich, keiner Schmeichelei
Noch frevler Schmähung schuldig,
Erhebt sie sich plötzlich aufgeregt,
Da solche Strahlen schwinden,
Die Urne kränzend mit Gesang,
Der wohl nicht sterben möchte.

»Solcherlei Fußstapfen Menschenfußes« – das stempelte den Staub. »Erhebt sie sich plötzlich . . .« – damit geht die Erschütterung an, aus der heraus und von der bewegt nun durch die nächsten drei Doppelstrophen hindurch Napoleons kometengleiche Laufbahn so knapp wie weitausgreifend evoziert wird.

Zu Pyramiden von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,
Des sichern Blitzes Wetterschlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Scylla zum Tanais,
Von einem zum andern Meere.
Mit wahrem Ruhm? – Die künft'ge Welt
Entscheide dies! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigsten,
Erschaffenden, der sich einmal
Von allgewalt'ger Geisteskraft
Grenzlose Spur beliebte.

Das stürmische, doch bebende
Erfreun an großen Planen,
Die Angst des Herzens, das ungezähmt
Dienend nach dem Reiche gelüstet
Und es erlangt, zum höchsten Lohn,
Den's törig war zu hoffen.
Das ward ihm all: der Ehrenruhm,
Vergrößert nach Gefahren,
Sodann die Flucht und wieder Sieg,
Kaiserpalast, Verbannung;
Zweimal zum Staub zurückgedrängt
Und zweimal auf dem Altar.

Er trat hervor: gespaltne Welt,
Bewaffnet gegeneinander,
Ergeben wandte sich zu ihm,
Als lauschten sie dem Schicksal;
Gebietend Schweigen, Schiedesmann
Setzt' er sich mitten inne;
Verschwand! – Die Tage Müßiggangs,
Verschlossen im engen Raume,
Zeugen von grenzenlosem Neid
Und tiefem, frommem Gefühle,
Von unauslöschlichem Haß zugleich
Und unbezwungener Liebe.

In seiner Rezension der »Serbischen Lieder« der Talvij im Frühjahr 1825 rühmt Goethe der deutschen Sprache nach, sie sei besonders geeignet, sich an sämtliche Idiome mit Leichtigkeit anzuschließen:
»Sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei selbsteignen Produktionen irgendeine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei Übersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.«
Schwer zu entscheiden, und wohl näherer Untersuchung wert, wie sehr Goethe sich hier dem Original nahehält und wie weit er sich, eigenmächtig, in seltsamlichen Kühnheiten gefällt. Jedenfalls bezeichnet diese Übertragung ein Äußerstes, über dessen Gelingen oder Mißlingen zu streiten sich schon die Zeitgenossen veranlaßt sahen.
Befremdlicher vielleicht noch als die Hochkunst der Rede in dieser Ode mutet uns Heutige die Wendung an, die das Gedicht gegen seinen Schluß hin nimmt: Manzoni sieht im Geiste den Verbannten auf St. Helena, wie er, von Erinnerungen bestürmt, sich vergeblich müht, sein Leben für die Nachwelt aufzuzeichnen:

Wie übers Haupt Schiffbrüchigem
Die Welle sich wälzt und lastet,
Die Welle, die den Armen erst
Emporhob, vorwärtsrollte,
Daß er entfernte Gegenden
Umsonst zuletzt erblickte;
So ward's dem Geist, der wogenhaft
Hinaufstieg in der Erinnrung.
Ach! wie so oft den Künftigen
Wollt er sich selbst erzählen.
Und kraftlos auf das ewige Blatt
Sank die ermüdete Hand hin.

Oh! wie so oft beim schweigsamen
Sterben des Tags, des leeren,
Gesenkt den blitzenden Augenstrahl,
Die Arme übergefaltet,
Stand er, von Tagen, vergangenen,

Bestürmt' ihn die Erinnrung.
Da schaut' er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Täler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Fuß,
Die Welle reitender Männer,
Die aufgeregteste Herrscherschaft
Und das allerschnellste Gehorchen.

Ach, bei so schrecklichem Schmerzgefühl
Sank ihm der entatmete Busen,
Und er verzweifelte! – Nein, die Kraft
Der ewigen Hand von oben
In Lüfte, leichter atembar,
Liebherzig trug ihn hinüber;
Und leitete ihn auf blühende
Fußpfade, die hoffnungsreichen,
Zu ewigen Feldern, zum höchsten Lohn,
Der alle Begierden beschämet;
Er sieht, wie auf Schweigen und Finsternis,
Auf den Ruhm, den er durchdrungen.

Über Manzonis »heilige Hymnen« hatte Goethe sich schon 1820 ausführlicher zustimmend geäußert: »Wenn sich über mannichfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten tiefern Grunde die sämtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obgleich nicht fremdartig. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Übergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte.«
Größere, gefaßtere, kühnere, ja verwegenere Worte auf die »letzteste Stunde des Schreckensmannes« – Goethe verschärft hier Manzonis »uom fatale« – hat wohl zu seiner Zeit aus diesem Anlaß kein anderer gefunden, und Goethe hat Manzonis Ode mit Anteil übersetzt: mit Anteil an ihrem Gegenstand und an ihrer Gesinnung.

Schönste, unsterblich wohltätige
Glaubenskraft, immer triumphend!
Sprich es aus! erfreue dich,

Daß stolzer-höheres Wesen
Sich dem berüchtigten Golgatha
Wohl niemals niedergebeugt hat.
Und also von müder Asche denn
Entferne jedes widrige Wort!
Der Gott, der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröstung auch,
Auf der verlaßnen Lagerstatt
Ihm ja zur Seite sich fügte.

IX

»Liebliches«

In der folgenden Auswahl von Gedichten und Prosastellen aus Goethes Spätwerk – aus dem Zeitraum zwischen 1814 und 1821 – geht es diesmal um einen einzigen, für dieses Spätwerk höchst charakteristischen Bedeutungszusammenhang, den unter seinen Kenn- und Merkworten das »Liebliche« vertritt.
Am 25. Juli 1814 war Goethe in aller Frühe zu einer Reise in die Rhein- und Maingegenden aufgebrochen. »Herrlicher Tag«, verzeichnet das Tagebuch unter diesem Datum. Goethe war bester Laune, unterwegs entstanden in rascher Folge rund ein Dutzend Gedichte, die später in den »West-östlichen Divan« Aufnahme fanden; so alsbald hinter Weimar, nahe der Festung Erfurt, die von französischen Truppen besetzt war, die folgenden drei Strophen.

Was doch Buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verblindet
Mir des Blickes scharfe Sehe.

Ja es sind die bunten Mohne,
Die um Erfurt sich erstrecken,
Und, dem Kriegesgott zum Hohne,
Felder streifweis freundlich decken.

Möge stets so der Gescheute
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenschein, wie heute,
Klären sie auf meinen Wegen!

Ein verhältnismäßig einfaches Gedicht, trotz einiger ungewöhnlicher Wortbildungen in der ersten Strophe – »Nebelung, verblindet, Sehe« – und obwohl man vielleicht einen Augenblick stutzt, ehe man im zweiten Vers die »Höhe« als eine Anhöhe begreift, auf der die Mohnpflanzungen im Morgendunst zuerst nur undeutlich zu erkennen sind; ein anspruchsloses Reisegedicht mit namhaft gemachter deutscher Lokalität. Nun vermerkt das Tagebuch jedoch, die unterwegs entstandenen Gedichte seien »an Hafis« gerichtet – an Hafis, den

persischen Dichter des Mittelalters, dessen Gedichte in deutscher Übersetzung Goethe seit dem Mai beschäftigten und ihn auch auf dieser Reise begleiteten. Und es sei denn auch sogleich gestanden, daß unser Gedicht in seiner endgültigen Gestalt hinter der ersten zwei weitere Strophen enthält, die vermutlich nachträglich eingeschoben wurden und die es nun erst zu einem »west-östlichen« machen.

Was doch Buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verblindet
Mir des Blickes scharfe Sehe.

Sind es Zelte des Vesires,
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Festes,
Weil er sich der Liebsten traute?

Rot und weiß, gemischt, gesprenkelt
Wüßt' ich Schönres nicht zu schauen;
Doch wie, Hafis, kommt dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja, es sind die bunten Mohne,
Die sich nachbarlich erstrecken
Und, dem Kriegesgott zum Hohne,
Felder streifweis freundlich decken.

Möge stets so der Gescheute
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenschein, wie heute,
Klären sie auf meinen Wegen!

Nun auch empfängt das Gedicht, das zuerst »Bunte Felder« überschrieben war, seinen endgültigen Titel: »Liebliches«.
»Lieblich« – dieses Kenn- und Schlüsselwort in Goethes Dichtung haben in jüngster Zeit mehrere Kommentatoren näher untersucht und es bis in seine zartesten Nuancen verfolgt. Ganz offenkundig gebraucht Goethe dieses Wort mit Vorliebe dort, wo es sich etwa um Spiegelungen handelt . . .

Eine blaue Ferne zeigt uns den lieblichsten Übergang des Himmels zur Erde, und durch einen verbreiteten reinen Dunst schwebt ein lebhafter Glanz in tausendfachen Spiegelungen über der Gegend.

. . . oder wo ihm Phänomene der Verdoppelung, der Durchdringung und Transparenz vorschweben, »die Verbindung irdischer Wirkungen mit himmlischen, das Wechselspiel unterer und oberer Erscheinungen«.
Nicht anders im Bereich des Menschlichen, wo das Liebliche sich in Blick, Gruß und Gabe darstellt, denen Blick, Gruß und Dank entgegenstreben.

Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick ist lieblich, eh' er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenschein im Herbst, der dich besonnte.
Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegen dränget,
Zierlich dankbar, was du reichst, empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein sprechend Streben!
Schau' es recht, und du wirst immer geben.

Da das Liebliche seinem einfachsten allgemeinen Wortsinn nach das Liebenswerte, Liebenswürdige bezeichnet, so kann es nicht ausbleiben, daß es in vielfacher Verwendung und Anspielung zuletzt sein Grundwort ruft.

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter;
Auf bunten, hellen oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Heut ist mir alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.

Um jedoch das Liebliche der Transparenz, als uns schon bekanntes Gleichnis für das dichterische Wort, in seiner zartest geistig-sinnlichen Gestalt vorzuführen, sei aus dem »Buch Hafis« des »West-östlichen Divan« das Gedicht »Offenbar Geheimnis« zitiert.

Sie haben dich, heiliger Hafis
Die mystische Zunge genannt,

Und haben, die Wortgelehrten,
Den Wert des Worts nicht erkannt.

Mystisch heißest du ihnen,
Weil sie Närrisches bei dir denken
Und ihren unlautern Wein
In deinem Nàmen verschenken.

Du aber bist mystisch rein,
Weil sie dich nicht verstehn,
Der du, ohne fromm zu sein, selig bist!
Das wollen sie dir nicht zugestehn.

Daß dem reinen Blick das Geheime sich offenbare, ohne doch aufzuhören, geheim zu sein, daß es erscheinend eben in seiner Erscheinung sich wieder verberge, war eine der Grunderfahrungen Goethes, aus der heraus er zugleich allem tiefsinnigen Tüfteln, jedem den sinnlichen Wortverstand beiseite schiebenden Allegorisieren zeitlebens von Herzen abgeneigt war. Nun hatten Hafis' Gedichte, in denen dieser vor allem Weingenuß und Schenkenliebe preist, unter seinen Glaubensgenossen früh schon Anstoß erregt. Man half sich, indem man sie, wie im Abendland das Hohe Lied Salomonis, im verblümten Sinne auslegte und, um die Orthodoxie des Dichters zu retten, alle sinnlichen Bilder für übersinnliche Allegorien erklärte. Goethe scheint dieses Verfahren grundsätzlich abzulehnen, widerspricht jedoch, genau gesehen, nur den Wortgelehrten, um ihrem Verfahren gleich darauf, in einem »Wink« überschriebenen Gedicht, sein eigenes dichterisches Wortverständnis entgegenzustellen.

Und doch haben sie recht, die ich schelte:
Denn daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht,
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das Schönste, was sie besitzt,
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

»Das Wort ist ein Fächer . . . Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor . . .« Auch hier haben wir im Lieblichen das verbergend sich Offenbarende, und der Wink an den Leser ist wieder ein Wink des Auges; sein Blitzen verspricht. So auch das Dichterwort – und Goethe wußte, daß Hafis selber dem wohl zugestimmt hätte –: es sagt und zeigt im Sinnlichen das Übersinnliche; und auch dieses wieder als ein Sinnliches: Blick, der dem Blick begegnet, ihm freier, lieblicher begegnet, weil er sich hinter dem Schleier des Fächers geschützt weiß.
Dem Lieblichen geschwisterlich verwandt ist das Zierliche, das in Goethes Sprachgebrauch jedoch offensichtlich nicht so sehr das Graziöse als das Schöngesellte bezeichnet, in dem sich Natur und Kunst verbinden, in dem das natürlich Schöne dem Auge als ein kunstreiches Gebilde erscheint, wie in dem Lied des Türmers Lynkeus, im Zweiten Teil des Faust.

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

»So seh' ich in allen Die ewige Zier«, in allen Geschöpfen nah und fern, in den himmlischen wie den irdischen Erscheinungen. Nicht das einzelne Schöne ist gemeint, sondern das All, der Kosmos, der ja im Griechischen soviel wie Ordnung, Schmuck, Zier bedeutet. So ist das Zierliche bei Goethe zu verstehen, als die Vereinigung des Mannigfaltigen zu einem schönen Ganzen.
An meist wenig beachteter Stelle hat er sich, im Alter, darüber wie beiläufig ausgesprochen: in dem aus Betrachtungen in Prosa und meist kurzen Versen gemischten Kommentar zu einer Folge idyllischer Darstellungen, die ihm sein alter Freund, der Maler Tischbein, im Sommer 1821 zusandte, mit der Bitte,

dem in diesem »Musterbuch« Vorgelegten »einige Reime hinzuzufügen«. Goethe entsprach diesem Verlangen, fühlte sich jedoch alsbald verlockt, die Verse in einen größeren fortlaufenden Prosatext einzugliedern. Das Ganze erschien dann im folgenden Jahr unter dem Titel »Wilhelm Tischbeins Idyllen« in Goethes Zeitschrift »Über Kunst und Altertum«.
Zu dem dritten von Tischbeins Blättern heißt es in diesem Aufsatz:

Wie man sonst angehenden Kunstjüngern eine reiche vollbeerige Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimnisse der Komposition, Gruppierung, Licht, Schatten und Haltung zu versinnlichen, so standen zu Frascati, in dem Aldobrandinischen Garten, zu einer Einheit versammelt die verschiedenartigsten Bäume, ein Wanderziel allen Künstlern und Kunstfreunden.
In der Mitte hob sich die Zypresse hoch empor, links strebte die immer grünende Eiche zur Breite wie zur Höhe und bildete, indem sie zugleich jenen schlanken Baum hie und da mit zierlichen Ästen umfaßte, eine reiche Lichtseite. Rechts in freier Luft zeigten sich der Pinien horizontale Schirmgipfel und die Schattenseite war mit leichterem Gesträuche abgeschlossen; sodann nahmen, weiter hervor, die breiten gezackten Blätter eines Feigenbaumes noch einiges Licht auf und das Ganze rundete sich befriedigend.
Von dieser musterhaften Gruppe besitze ich noch eine große Kreidezeichnung auf grau Papier, jedermann zur Bewunderung. Nun hatte der Maler dieses Gebilde unverrückt im Sinne behalten und solches in gegenwärtigem Kunst- und Musterbüchlein abermals vorgestellt. Folgenden Reim schrieb ich zur Seite:

Wenn, in Wäldern, Baum an Bäumen,
Bruder sich mit Bruder nähret,
Sei das Wandern, sei das Träumen
Unverwehrt und ungestöret;
Doch, wo einzelne Gesellen
Zierlich miteinander streben,
Sich zum schönen Ganzen stellen,
Das ist Freude, das ist Leben.

Es ist fast, als hätte Goethe hier, wie unabsichtlich, im Vorbeigehn, der romantisch schweifenden Naturversunkenheit des Wanderers, der wie Eichendorffs Taugenichts durch die Wälder schweift, den klassischen Naturgenuß des

schauenden Künstlers entgegengestellt, dem sich verlierenden träumenden Einsamen das Zusammenwirken geselligen Genießens:

Doch wo einzelne Gesellen
Zierlich miteinander streben,
Sich zum schönen Ganzen stellen,
Das ist Freude, das ist Leben.

Es wäre aber verwunderlich, wenn uns in diesen Betrachtungen und Begleitgedichten zu Tischbeins Idyllen neben dem Zierlichen nicht auch das Liebliche begegnete, und zwar, wie zu erwarten, schwebend und verschleiert: weibliche Gestalten, nach dem Vorbild der pompejanischen Wandmalerei, an Lichterscheinungen, Wolken- und Nebelgebilde erinnernd. Zuerst Aurora, die Morgenröte, im weiten Mantel; dann, die ihr folgt, die früheste Tagesstunde . . .

Eine noch lieblichere Gestalt schwebt näher an uns heran, obgleich verschleiert, doch so gut wie nackt. Die Art ihres Erscheinens drücken wir folgendermaßen aus:

Ohne menschliche Gebrechen,
Göttergleich mit heiterm Sinn,
Tauig Moos und Wasserflächen
Überschreitend schwebt sie hin.

Wir mochten bei ihr gern der Morgenstunde gedenken; denn auf diese scheint sie uns zu deuten, wo sich leichte Nebel, von feuchter Stelle, augenblicklich hervorhoben, um als Tau die benachbarten Hügelflächen sonnenscheu zu erquicken und zu verschwinden. Ebensowenig dürfen wir hoffen, diese liebenswürdige Gestalt anzuhalten, uns ihrer zu bemächtigen. Sie zieht vorüber und läßt uns traurig zurück, so wie die Morgenstunde, wenn wir sie auch treulich genützt, immer zu früh enteilt, um uns der Mühe des Tages zu überlassen.

Das nächste Bildchen Tischbeins, dem Goethe einen Kommentar widmet, zeigt zwei fliegende Figuren im Tanz.

Die leichte Bewegung eines zierlichen Gestaltenpaars erinnert uns an die heitersten gesellig-festlichen Stunden. Zwei leicht bekleidete Feenmädchen scheinen sich im Fluge zu begegnen; soeben voreinan-

der vorbeischwebend, sehen beide sich um, als wollten sie die liebliche Gespielin so schnell nicht aus den Augen verlieren. Zierlichste Biegung der Körper, anmutigste Bewegung der äußersten Glieder, augenblickliche Verschlungenheit zweier gleich lieblicher Wesen erinnerten uns an unschätzbare Zeiten, wo die frohe Hora weichend uns der froheren übergibt und das Leben, einem Tanzreihen gleich, sich auf das anmutigste wiederholend, dahinschwebt.
Alles, was uns bewegsam beglückte, Musik, Tanz, und was sonst noch aus mannigfaltigen, lebendig-beweglichen Elementen sich entwickelt, im Kontraste sich trennt, harmonisch wieder zusammenfließt, mag uns wohl beim Anblick dieses Bildes in Erinnerung treten. Dies sind gerade die schönsten Symbole, die eine vielfache Deutung zulassen, indes das dargestellte Bildliche immer dasselbe bleibt.
Diesmal entließen wir sie mit dem einfachen Ausruf:

Wirket, Stunden, leichten Webens,
Lieblich lieblichen begegnend,
Zettel, Einschlag längsten Lebens,
Scheidend, kommend, grüßend, segnend.

»Zierlich, lieblich, zierlichst, anmutigst« – alle diese Kenn- und Lieblingsworte Goethes zur Bezeichnung des so kontrastreich wie harmonisch Beweglichen und Lebendigen sind hier versammelt. Dem Bild des Tanzes gesellt sich das Gleichnis des Webens mit Zettel und Einschlag, eines von Goethes Lieblingsgleichnissen, wo es um das Verschränkte der Lebensbeziehungen geht.
Als man Goethe nach dem Brand des Berliner Theaters gebeten hatte, für das neue, von Schinkel erbaute Haus einen Prolog zur Eröffnung zu schreiben, entstand im April/Mai 1821, wenige Wochen vor dem Eintreffen der Tischbein'schen Idyllen, Goethes letzte große Gelegenheitsdichtung aus einem öffentlichen Anlaß. Die einzige Sprecherin dieses Prologs ist die Muse, die zuerst, »herrlich gekleidet«, als Muse des Dramas auftritt, dann mit Thyrsus und Pantherfell als Mänade die Oper darstellt, und zuletzt »in anmutiger Kleidung« sich unter tanzende Sylphiden und Undinen mischt. Dann dient der Tanz ihr, sein »liebliches Bewegen« als das Höchste der Kunst zu preisen.
Die anschließenden Betrachtungen, in denen die Muse, immer zur festlichen Eröffnungsmenge gewandt, sich nun ergeht, bilden in lockerer Didaktik so etwas wie ein kleines Kompendium von Goethes Ästhetik. Das Liebliche hebt empor, verfeinert, befreit, versöhnt, vereinigt, weckt Gefühl und Urteil, bildet den Geschmack und durch ihn Gerechtigkeit. Dem Lieblichen gesellt sich das

Schickliche, das Gute. Die gesellschaftlich bildende Aufgabe der Kunst ist vielleicht nie zarter und bestimmter ausgesprochen worden als in diesen Versen des Berliner Theaterprologs von 1821.

Die Muse, in anmutiger Kleidung, nachdem sie eine Weile am Tanz der Elementargeister teilgenommen, wendet sich zu den Zuschauern und spricht:

Viel ist, gar viel mit Worten auszurichten,
Wir zeigen dies im Reden wie im Dichten;
Doch liebliche Bewegung, wie gesehn,
Darf man zu schildern sich nicht unterstehn;
Nur der Gesamtblick läßt den Wert empfinden,
Der holde Tanz, er muß sich selbst verkünden.
An ihm gewahrt man gleich der Muse Gunst,
Das höchste Ziel, den schönsten Lohn der Kunst.
O möge den Geschwistern sämtlich glücken
Solch allgemeiner Beifall, solch Entzücken!

Denn das ist der Kunst Bestreben,
Jeden aus sich selbst zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und Recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;
Aufwärts fühlt er sich getragen!
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen.

Und so gehts den Lieben allen,
Die im Elemente wallen,
Welches bildend wir beleben:
Wer empfing, der möchte geben.
In der Himmelsluft der Musen
Öffnet Busen sich dem Busen,
Freund begegnet neuem Freunde,
Schließen sich zur All-Gemeinde,
Dort versöhnt sich Feind dem Feinde.

So herrlich fruchtet, was die Muse gönnt!
Die ihrs genießt, es dankbar anerkennt,
Preist ihn mit mir, den Gott, der es gegeben.
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wirds vorbeigeführt;
Was heute wirkt, es wirkt aufs ganze Leben.

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und haßt,
Eins wird vom andern schicklich angefaßt:
Wie Masken, grell gemischt, bei Fackelglanz,
Vereinigt schlingen Reih- und Wechseltanz.
Vor solchen Bildern wird euch wohl zumute!
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute,
Eins mit dem andern wird euch einverleibt;
Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt.
So nach und nach erblühet, leise, leise,
Gefühl und Urteil, wirkend wechselweise;
In eurem Innern schlichtet sich der Streit,
Und der Geschmack erzeugt Gerechtigkeit.

»Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt . . .« Über das Verhältnis des Schönen zum Guten, des Ästhetischen zum Moralischen und Sozialen hat Goethe wie sein Freund Schiller sich nicht wenige Gedanken gemacht, und fast unvermeidlich stellt dabei das vermittelnd Liebliche, und mit ihm der Schleier, sich ein; wie schon 1793 in einem Distichon, das er der Fürstin Gallitzin ins Stammbuch schrieb:

Unterschieden ist nicht das Schöne vom Guten, das Schöne
Ist nur das Gute, das sich lieblich verschleiert uns zeigt.

X

»Freisinn«

Diese kleine Folge aus Goethes Gedichten, die vor allem manches Scherzhafte in Lied- und Spruchform umfassen wird, ist wieder auf ein Leitthema gestimmt – ein Thema allerdings, das, Gegensätzliches umgreifend, eine ganze Skala durchläuft: die Skala, die vom Behagen zum Verdruß, vom Übermut zum Unmut führt und diese einander widerstrebenden Stimmungen gelegentlich wohl auch mischt.
Vorausgeschickt sei eine allgemeine Bemerkung Goethes aus späterer Zeit, die, Grundsätzliches in seiner Auffassung von Wesen und Wirkung der Poesie berührend, Heiterkeit und Behagen als deren Hauptmerkmale kennzeichnet.

Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die muntersten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen.

Behagen – ein Wort, das seinen guten Klang verloren hat. Man spricht gerne von »dumpfem Behagen«, und Behaglichkeit gar riecht gleich nach Komfort; wer sich irgendwo, und sei es in seinen vier Wänden, behaglich fühlt, ist gewiß ein schmerbäuchiger Spießer. Doch auch zu Goethes Zeiten scheint man dem Wort eher abgeneigt gewesen zu sein. Johann Christoph Adelung in seinem 1774 zuerst erschienenen »Grammatisch-kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart« schreibt:
»Behagen druckt eigentlich diejenige sinnliche oder dunkele Zufriedenheit mit seinem gegenwärtigen Zustande aus, welche sich durch ein sanftes Lächeln verrät, und um dieses Nebenbegriffes der Dunkelheit oder Sinnlichkeit willen hat man es vermutlich in der edlern Schreibart veralten lassen, bis es von einigen neuern Schriftstellern wieder hervor gezogen worden. Wenn es in der philosophischen Schreibart geschiehet, wo es notwendig ist, einen Begriff zu bezeichnen, für welchen man sonst keinen guten Namen hat, so ist nichts dawider einzuwenden; allein in andern Fällen sollte man damit ein wenig sparsamer sein, indem das

Behagen in seiner wahren Bedeutung sinnlichen und unkultivierten Menschen angemessener ist als aufgeklärten.«
Nun, Goethe war offensichtlich einer von den Schriftstellern, die dem Wort zu einer neuen Ehre verhalfen, weil ihm an einer »lebhaften tüchtigen Sinnlichkeit« vor allem andern gelegen war. Schon in der Urfassung seines »Faust« läßt er diesen zu dem Famulus Wagner sprechen:

Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen,
Wenns euch nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Und in dem Entwurf zu dem mutmaßlichen Prolog einer nicht geschriebenen komischen Oper »Die Empfindsamen« aus dem September 1777 prägt Goethe gar den Ausdruck »Seelenbehaglichkeit«, deren der Mensch zum Vollgenuß der Welt bedürfe; die aber, so darf man ihn hier wohl verstehen, ohne eine leibliche Beihülfe doch Gefahr liefe, in bloßer Sentimentalität stecken zu bleiben.

Was ist der Himmel, was ist die Welt
Als das, wofür eben einer sie hält?
Was hilft uns alle Herrlichkeit
Ohne Seelen-Behaglichkeit?
Und ohne des Leibes Liebesleben
Was hilft euch alles Streiten und Streben?

Freilich, Behagen ist durchaus, wie Adelung es definiert, »Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustand« –

Behagen schaut nicht vorwärts, nicht zurück,
Und so verewigt sich der Augenblick!

Offensichtlich gehört es zu dem, was dem Augenblick Dauer verleiht, sobald es nur wahrhaftes inneres Behagen ist, nicht Geschäftigkeit, sondern Genuß. Genießen aber . . .

Genießen heißt sich und andern in Fröhlichkeit angehören.

Dies ergänzen die Betrachtungen, die Goethe anstellt, als er 1813 in seinen autobiographischen Aufzeichnungen »Dichtung und Wahrheit« auf die Ent-

stehung des »Werther« und auf die Hypochondrie, die diesen zum Selbstmord treibt, zu sprechen kommt:

Alles Behagen am Leben ist auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüten und Früchte, und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und sollen, diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je offner wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wälzt sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran teilnehmen, sind wir gegen so holde Anerbietungen unempfänglich, dann tritt das größte Übel, die schwerste Krankheit ein: man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last.

So ist denn für Goethe Mißbehagen eine Krankheit, ja eigentlich die Krankheit, welcher, den Mitmenschen gegenüber, Mißtrauen und Mißwollen entspringen. Weil aber die Gesundheit des Behagens an die Wiederkehr einfacher Dinge und Zustände geknüpft ist, so hat auch Goethe, wie alle Bukolik vor ihm, es immer wieder in die griechische Frühwelt zurückgespiegelt. Am schönsten und großartigsten vielleicht in jenen Strophen, die Faust im dritten Akt des Zweiten Teils der Tragödie zu Helena spricht, ehe der mittelalterliche Burghof sich in eine ländliche Fels- und Laubenszenerie verwandelt.

Nicht feste Burg soll dich umschreiben!
Noch zirkt in ewiger Jugendkraft
Für uns zu wonnevollem Bleiben
Arkadien in Spartas Nachbarschaft.

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels sich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäschig kargen Teil.

Die Quelle springt, vereinigt stürzen Bäche,
Und schon sind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehst Wollenherden ausgebreitet ziehn.

Verteilt, vorsichtig abgemessen schreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand;
Doch Obdach ist den sämtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt sich Felsenwand.

Pan schützt sie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buschiger Klüfte feucht erfrischtem Raum,
Und sehnsuchtsvoll nach höhern Regionen
Erhebt sich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt-Wälder sind's! Die Eiche starret mächtig,
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild, von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.

Und mütterlich im stillen Schattenkreise
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obst ist nicht weit, der Ebnen reife Speise,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich:
Sie sind zufrieden und gesund.

Da aber der Genuß des Behagens am größten ist, wenn man sich und andern angehört, so ist es vor allem ein geselliger Zustand. Deshalb heißt es denn auch in dem Motto, das Goethe seinen »Geselligen Liedern« vorausgestellt hat, fast in Anspielung auf die eingangs zitierten Faust-Verse:

Was wir in Gesellschaft singen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

Unter diesen »Geselligen Liedern« findet sich auch ein »Tischlied«, das folgendermaßen beginnt:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will michs etwa gar hinauf

Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wie Goethe, wenn er in Laune geriet, mit den Händen auf den Tisch schlug, »daß die Lichter herumfuhren«, davon ist mancher Bericht auf uns gekommen. (Gesungen wurde dieses »Tischlied« übrigens auf eine bekannte Melodie zu den unter Studenten beliebten Strophen aus der »confessio« des Archipoeta: »Meum est propositum|In taberna mori«. Goethes Lied ist zwar nicht einheitlich durchgereimt, aber bei dem »Glase Wein« der vorletzten Zeile stutzt das Ohr doch nachträglich: als wäre es auf den genau reimenden Namen eines derberen Getränkes gefaßt gewesen.)

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde!
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör ich feierlich
Und ohn alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein Hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Genuß und Behagen in diesem Toastlied, das nun einen um den andern hochleben läßt, sind ganz auf Geselligkeit gestellt. Goethe, das weiß man, hielt gerne ein gastfreies Haus; Freunde und Fremde waren willkommen; daß er dabei nicht gesonnen war, es immer allzu genau zu nehmen, verrät unter seinen »geselligen Liedern« ein 1813 entstandenes, mit der Überschrift »Offene Tafel«.

Viele Gäste wünsch ich heut
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit:
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Habens angenommen.
Hänschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Schöne Kinder hoff ich nun,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, daß es was Hübsches sei,
Einen Freund zu küssen.
Eingeladen sind sie all,
Habens angenommen.
Hänschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Frauen denk ich auch zu sehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden sie,
Habens angenommen.
Hänschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Junge Herrn berief ich auch,
Nicht im mindsten eitel,
Die sogar bescheiden sind
Mit gefülltem Beutel;
Diese bat ich sonderlich,
Habens angenommen.
Hänschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Männer lud ich mit Respekt.
Die auf ihre Frauen

Ganz allein, nicht nebenaus
Auf die schönste schauen.
Sie erwiderten den Gruß,
Habens angenommen.
Hänschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unsre Lust zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle diese stimmten ein,
Habens angenommen.
Hänschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir, ob sie kommen!

Doch ich sehe niemand gehn,
Sehe niemand rennen!
Suppe kocht und siedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir habens, fürcht ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, sag, was meinst du wohl?
Es wird niemand kommen.

Hänschen, lauf und säume nicht,
Ruf mir neue Gäste!
Jeder komme, wie er ist,
Das ist wohl das beste!
Schon ists in der Stadt bekannt,
Wohl ists aufgenommen.
Hänschen, mach die Türen auf:
Sieh nur, wie sie kommen!

Freilich, wenn die Gäste es zu bunt treiben, kann der Hausherr auch andere Saiten aufziehen; wie in dem »Valet« überschriebenen Gedicht, wo mit den »Narren« jedoch weniger wirkliche Gäste gemeint sind, als die Herren Kritiker, mit denen Goethe auch sonst gelegentlich recht unsanft verfährt.

Sonst war ich Freund von Narren,
Ich rief sie ins Haus herein;
Brachte jeder seinen Sparren,
Wollten Zimmermeister sein.
Wollten mir das Dach abtragen,
Ein andres setzen hinauf,
Sie legten das Holz zu Schragen
Und nahmen's wieder auf.
Und rannten hin und wider
Und stießen einander an;
Das fuhr mir in die Glieder,
Daß ich den Frost gewann.
Ich sagt': Hinaus, ihr Narren! –
Sie ärgerten sich drob;
Nahm jeder seinen Sparren.
Der Abschied, der war grob.

Daher bin ich belehret.
Ich sitze nun an der Tür;
Wenn einer sich zu mir kehret:
Geh, ruf ich, für und für!
Du bist ein Narr so greulich! –
Da macht er ein flämisch Gesicht:
Du Hausherr! Wie abscheulich!
Was gibst dir für ein Gewicht!
Wir faseln ja durch die Straßen,
Wir jubeln auf dem Markt,
Wird einer wegen Unmaßen
Gar selten angequarkt;
Du sollst uns gar nichts heißen!

Nun endet meine Qual!
Denn gehn sie vor die Türe,
Es ist besser als in den Saal.

Das klingt nun bereits weniger nach Behagen als nach Übermut und Unmut, die ja dessen helles und dunkles Geschwister sein können: der Übermut, wenn das Selbstbehagen überschießt; der Unmut, wenn es gestört wird.

Dichten ist ein Übermut,
Niemand schelte mich!
Habt getrost ein warmes Blut
Froh und frei wie ich.

Sollte jeder Stunde Pein
Bitter schmecken mir,
Würd' ich auch bescheiden sein
Und noch mehr als ihr.

Denn Bescheidenheit ist fein,
Wenn das Mädchen blüht,
Sie will zart geworben sein,
Die den Rohen flieht.

Auch ist gut Bescheidenheit,
Spricht ein weiser Mann,
Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann.

Dichten ist ein Übermut!
Treib' es gern allein.
Freund' und Frauen, frisch von Blut,
Kommt nur auch herein!

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt',
Schwatz' nicht auf mich ein!
Zwar du machest mich kaputt,
Nicht bescheiden, nein!

Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon.

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte sie nicht ein:
Denn wer einmal uns versteht,
Wird uns auch verzeihn.

»Derb und tüchtig« ist dieses Gedicht aus dem »West-östlichen Divan« überschrieben. In seiner Nachbarschaft steht ein wohl 1815 verfaßter Reiterspruch, mit der Überschrift »Freisinn«.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne.

»Und ich reite froh in alle Ferne . . .« Dieses Thema des freudigen Auszugs variiert Goethe 1821 in der ersten und letzten Strophe eines »Wanderliedes«, das in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«, von einem einzelnen erfunden und angestimmt, schließlich zum geselligen Chorgesang wird.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Tal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sichs wie Gesang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat;
Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat!

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

In der kräftigen Beschwingtheit dieser beiden Gedichte aus Goethes später Zeit glaubt man noch etwas von der Rüstigkeit seiner jugendlichen Wander- und Reiterjahre herauszuhören. Aus einer anderen Perspektive gesehen erscheint die Welt in einem Scherzgedicht, das, ebenso wie das Divan-Gedicht »Liebliches«, im Juli 1814 auf der Reise an den Rhein zwischen Eisenach und Fulda entstand. Es trägt die erst in der Schlußpointe sich erhellende Überschrift »Der neue Kopernikus«.

Art'ges Häuschen hab ich klein,
Und, darin verstecket,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedecket.

Denn da gibt es Schalterlein,
Federchen und Lädchen,
Finde mich so wohl allein
Als mit hübschen Mädchen.

Denn, o Wunder! mir zur Lust
Regen sich die Wälder,
Näher kommen meiner Brust
Die entfernten Felder.

Und so tanzen auch vorbei
Die bewachsnen Berge,
Fehlet nur das Lustgeschrei
Aufgeregter Zwerge.

Doch so gänzlich still und stumm
Rennt es mir vorüber,
Meistens grad und oft auch krumm,
Und so ist mir's lieber.

Wenn ich's recht betrachten will
Und es ernst gewahre,
Steht vielleicht das alles still,
Und ich selber fahre.

Das Fortbewegungsmittel dieses neuen Kopernikus wird zwar nicht genannt, aber der Leser hat es bereits erraten. Es ist die »enge rollende Wohnung« des Reisewagens, den Goethe im Alter benutzte.
Wird solches Behagen, solche einsame oder gesellige Laune gestört, so stellen, bei einem sonst wohlgesonnenen, doch zugleich leidenschaftlich tätigen und wirkenden Menschen Verdrießlichkeit, Ärger, Unmut sich ein, die sich bei Goethe in Sprüchen, Epigrammen, Invektiven Luft zu machen suchen; scherzend nachsichtig, grob polternd, scharf und gelinde, je nachdem.
»Buch des Unmuts« ist eine ganze Abteilung des »West-östlichen Divan«

benannt. Und eines der Gedichte in diesem Buch – das übrigens am gleichen Tage wie »Der neue Kopernikus« niedergeschrieben wurde –, rückt denn mit seiner Meinung auch gleich massiv heraus.

Übermacht, ihr könnt es spüren
Ist nicht aus der Welt zu bannen;
Mir gefällt zu konversieren
Mit Gescheiten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am stärksten pochten
Und die Halben, die Beschränkten
Gar zu gern uns unterjochten,

Hab' ich mich für frei erkläret
Von den Narren, von den Weisen,
Diese bleiben ungestöret,
Jene möchten sich zerreißen.

Denken, in Gewalt und Liebe
Müßten wir zuletzt uns gatten,
Machen mir die Sonne trübe
Und erhitzen mir den Schatten.

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine gehn wie andre Christen.

»Aber nenn' uns doch die Feinde!«
Niemand soll sie unterscheiden:
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu leiden.

Das ist vergleichsweise noch ein zierliches Gedicht, dem man freilich anmerkt, daß Goethe, der 1812 auf dem Fürstentag in Erfurt zweimal mit Napoleon »konversiert« hatte, wie Hafis über den Umgang mit Despoten sich seine eigenen Gedanken machte; zumal er fand, daß »determinierende Naturen« wie Napoleon ihm glückbringend seien. In anderen Sprüchen nimmt der Unwille kein Blatt vor den Mund.

Axiom

Freund, wer ein Lump ist, bleibt ein Lump,
Zu Wagen, Pferd und Fuße;
Drum glaub an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.

Bin ich für 'ne Sache eingenommen,
Die Welt, denk ich, muß mit mir kommen;
Doch welch ein Greuel muß mir erscheinen,
Wenn Lumpe sich wollen mit mir vereinen!

Für und wider zu dieser Stunde
Quengelt ihr schon seit vielen Jahren;
Was ich getan, ihr Lumpenhunde,
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

»So sei doch höflich!« – Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Sich im Respekt zu erhalten,
Muß man recht borstig sein.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

Wie ein solcher alter widerborstiger Eber, wenn ihn angesichts der Weltbegebenheiten eine Art grimmigen Humors anwandelt, sich parabolisch-drastisch auszudrücken liebt, das sei an einem anderen Spruchgedicht gezeigt, das offenkundig auf die Napoleonischen Kriege und den Wiener Kongreß gemünzt ist.

Bei einer großen Wassernot
Rief man zu Hilfe das Feuer,
Da ward sogleich der Himmel rot,
Und nirgend war es geheuer:
Durch Wälder und Felder kamen gerannt
Die Blitze in flammenden Rotten,
Die ganze Erde, sie war verbrannt,
Noch eh die Fische gesotten.

Und als die Fische gesotten waren,
Bereitet' man große Feste;
Ein jeder brachte sein Schüsselein mit,
Groß war die Zahl der Gäste;
Ein jeder drängte sich herbei,
Hier gab es keine Faule;
Die Gröbsten aber schlugen sich durch
Und fraßens den andern vom Maule.

In die gleiche Zeit vermutlich, nach der Schlacht bei Waterloo, fällt ein Gedicht über Napoleon, das allerdings, wie das eben zitierte, zu Goethes Lebzeiten unveröffentlicht blieb und bis auf weiteres in den solchem Gelichter vorbehaltenen »Walpurgissack« wanderte.

Am Jüngsten Tag vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Register
Gegen denselben und seine Geschwister,
War ein wundersam verruchtes Wesen;
Satan fing an, es abzulesen.

Gott Vater, oder Gott der Sohn,
Einer von beiden sprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der Heilige Geist
Das Wort genommen allermeist:

»Wiederhols nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die deutschen Professoren.
Wir wissen alles, mach es kurz!
Am Jüngsten Tag ists nur ein Furz.
Getraust du dich, ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen.«

Während des Wiener Kongresses entstand auch, im November 1814, ein kurzes dreistrophiges Gedicht, in dem Goethe zum letzten Mal, seit der frühen Frankfurter und Weimarer Zeit, nun freilich in einer anderen Tonart, als der »Wanderer« spricht. »Wanderers Gemütsruhe« ist das Gedicht betitelt.

Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! – Gegen solche Not
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot,
Laß sie drehn und stäuben.

Auf das »Buch des Unmuts« folgt im »West-östlichen Divan« das »Buch der Sprüche«, aus dem schon der Vierzeiler von dem borstigen Schwein zitiert wurde.
In zwei anderen Sprüchen des gleichen Buches erteilt der Dichter, einmal streng, einmal milde, einen Rat, sich selbst nicht minder als dem Leser.

Was machst du an der Welt? Sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

»Warum ist Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?«

Niemand versteht zur rechten Zeit! –
Wenn man zur rechten Zeit verstünde,
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

XI

Zwiegesang und Wechselrede

Wechselrede und Zwiegesang treten in Goethes Lyrik schon sehr früh auf, nicht zuerst als Liebesgedicht, sondern als idyllische Szene, als arioses Duett, und es ist nicht zu verkennen, daß hier Goethe, der Dramatiker, sich einmischt. Selbst bei den späteren ausgesprochen lyrischen Liebesdialogen haben wir es mit Rollengedichten zu tun, wie sie schon im deutschen Minnesang anzutreffen sind. Goethes erstes Dialoggedicht dürfte etwa aus dem Winter 1772 stammen, aus der Zeit, da er, nach der Begegnung mit Herder und nach Beendigung seines Studiums, in Frankfurt als Anwalt tätig war. Es ist ein Zwiegespräch zwischen einem Wanderer und einer jungen Frau, die mit ihrem Kind in den Trümmern eines südlichen Tempels wohnt. Das Gedicht steht in der Nachbarschaft der großen Jugendhymnen, deren Themen es aufnimmt und variiert: Natur, Kunst und Genie. Aus dem Wanderer spricht moderne Empfindsamkeit, die sich angesichts der antiken Trümmer in monologischer Betrachtung ergeht; die junge Frau lebt wie erinnerungslos ganz in ihrem zeitlosen Tag.

Der Wandrer

Wandrer:
Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier
In des Ulmbaums Schatten
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau:
Welch Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den sandigen Pfad her?
Bringst du Waren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst Fremdling,
Über meine Frage?

Wandrer:
Ich bringe keine Waren
Aus der Stadt.
Schwül ist, schwer der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkst,
Liebes junges Weib.

Frau:
Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh voran! Durchs Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Da ich trinke draus.

Wandrer:
Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch –!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reich hinstreuende Natur!

Frau:
Weiter 'nauf.

Wandrer:
Von dem Moos gedeckt ein Architrav –?
Ich erkenne dich, bildender Geist,
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau:
Weiter, Fremdling.

Wandrer:
Eine Inschrift, über die ich trete,
Der Venus . . . Und ihr übrigen
Seid verloschen,

Weggewandelt, ihr Gesellen,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeugen solltet.

Frau:
Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer:
Droben?

Frau:
Gleich zur Linken
Durchs Gebüsch hinan,
Hier!

Wandrer:
Ihr Musen und Grazien!

Frau:
Das ist meine Hütte.

Wandrer:
Eines Tempels Trümmern!

Frau:
Da zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Da ich trinke draus.

Wandrer:
Glühend webst du über deinem Grabe,
Genius! Über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau:
Wart'! Ich will ein
Schöpfgefäß dir holen.

Wandrer:
Efeu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du, einsame Schwester dort!
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin.
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst
Du dein Heiligtum,
Sä'st Disteln drein.

Frau:
Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling, willst du hier
Untern Pappelbaum dich setzen?
Hier ist's kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen hinabgeh'.
Schlaf, Lieber, schlaf!

Wandrer:
Süß ist deine Ruh!
Wie's in himmlischer Gesundheit schwimmend,
Ruhig atmet!

Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tages genießen.
Voller Keim, blüh' auf,
Lieblich dämmernden Lenzes Schmuck,
Scheinend vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blütenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht, und reif' der Sonn' entgegen.

Frau:
Gesegn' es Gott! – Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk
Als ein Stück Brot,
Das ich dir bieten kann.

Wandrer:
Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau:
Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
Vom Feld. Bleib, Mann,
Und iß mit uns
Das Abendbrot.

Wandrer:
Ihr wohnet hier?

Frau:
Hier zwischen das Gemäuer her
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.

Er gab mich einem Ackersmann
Und starb in unsern Armen. –
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist und spielen will!
Du Schelm!

Wandrer:
Natur, du ewig keimende!
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens;
Deine Kinder all
Hast mütterlich mit einem
Erbteil ausgestattet,
Einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' am Architrav,
Unfühlend, welchen Zierat
Sie verklebt,
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut,
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfnis
Eine Hütt', o Mensch,
Genießest über Gräbern. –
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau:
Du willst nicht bleiben?

Wandrer:
Gott erhalt' euch,
Segn' euren Knaben!

Frau:
Glück auf den Weg!

Wandrer:
Wohin führt mich der Weg
Dort übern Berg?

Frau:
Nach Cuma.

Wandrer:
Wie weit ist's hin?

Frau:
Drei Meilen gut.

Wandrer:
Leb' wohl! –
O leite meinen Gang,
Natur, den Fremdlingsreisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vorm Nord geschützet,
Wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt;
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte, vergoldet
Vom letzten Sonnenstrahl –
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm.

»Rank' auf Ranke senkt sich nieder; Der Natur ist's wohlgeraten«, heißt es fünfzig Jahre später, angesichts eines ähnlichen Trümmerbildes, in dem Aufsatz über Tischbeins Idyllen, wo Goethe auch den Monolog des Wandrers zitiert: »Natur, du ewig keimende . . .«
Der folgende knappe Dialog zwischen dem Edelknaben und der Müllerin gehört einem kleinen Zyklus an, den Goethe selber als »Gespräche in Liedern« charakterisiert und den er später unter seine Balladen eingereiht hat. Dieses erste Gedicht des Zyklus entstand 1797 auf einer Reise in Heidelberg, nachdem Goethe kurz zuvor in Frankfurt eine Aufführung des Singspiels »Die Müllerin« von Paisiello gesehen hatte. Der Reiz der anmutig leichten Wechselrede entspringt hier der außerordentlichen Geschmeidigkeit des Rhythmus bei wechselnder Zeilenlänge und freier Reimverschränkung.

Edelknabe:
Wohin? wohin?
Schöne Müllerin.
Wie heißt du?

Müllerin:
Liese.

Edelknabe:
Wohin denn? Wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin:
Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe:
Und gehst so allein?

Müllerin:
Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe:
Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin:
Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe:
Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag

Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen, vertraulichen Haus –

Müllerin:
Das gäbe Geschichten!

Edelknabe:
Ruhst du in meinen Armen aus?

Müllerin:
Mitnichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verraten ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Tät mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht:
An dem ist nichts zu verderben.

Zehn Jahre später stößt Goethe etwas zu. Er läßt sich, vor allem durch den romantischen Dichter Zacharias Werner, dessen er sich damals angenommen hatte, zu einer Gattung von Gedichten verführen, die ihm, seinem bisherigen Formstreben nach, als allzu künstlich eher verdächtig war und deren er sich noch nie bedient hatte. Der fast Sechzigjährige begann, Sonette zu schreiben.
Ein Sonett – sonetto, »Klinggedicht«, wie die deutschen Barockdichter es nannten – besteht aus vierzehn gereimten Versen: zwei Vierzeilern und zwei Dreizeilern. Die beiden Vierzeiler oder Quartette haben nur zwei Reime, deren Schema festliegt: abba abba. Die Dreizeiler oder Terzette haben gewöhnlich drei Reime, in deren Reihenfolge Freiheiten gestattet sind. Zwischen den Vierzeilern und den Dreizeilern liegt ein Sinneinschnitt; das letzte Terzett läuft häufig in eine Sentenz, eine geistreiche Pointe aus.
Das Sonett wurde in Deutschland erst um 1620 eingeführt, in verspäteter Nachfolge Petrarcas und der französischen Renaissancedichter. Es fand vor allem in der Liebesdichtung Verwendung; doch schrieb man auch politische und geistliche Sonette. Mit der Abkehr von dem, was eine klassizistische Dichtkunst als »barocken Schwulst« verwarf, kam auch das Sonett außer Gebrauch. Erst die Romantiker, denen es die künstlich verschränkten Reimgebilde der Romanen mit

ihren Klangspielen und Echowirkungen angetan hatten, wandten sich dem Sonett wieder zu und brachten es erneut in Mode. Von einem jungen Freunde der Brüder Schlegel, dem 1776 geborenen Wilhelm von Schütz, erschien 1803 ein vielbespöttelteS Schauspiel »Lacrimas«, in dem die Personen unter anderem in italienischen Stanzen, Sestinen, Terzinen und Sonetten miteinander reden. Als Goethe dann in den Jahren 1807/1808 eine verschwiegene Neigung zu der jungen Minna Herzlieb faßte und in Jena häufig in dem Hause ihres Ziehvaters, des Buchdruckers Frommann, verkehrte, entstand damals, im Wettstreit mit seinem Mitarbeiter Riemer und Zacharias Werner, eine kleine Folge von insgesamt siebzehn Sonetten – innerhalb Goethes Liebeslyrik nach den »Römischen Elegien« der zweite Gedichtzyklus, zwanzig Jahre später und wie der erste gleich als Zyklus entworfen und durchgeführt. In der Reimanordnung übrigens scheint Goethe sich in allen Punkten die Sonette des »Lacrimas« zum Vorbild genommen zu haben: wie dieser und die Italiener verwendet er nur weibliche Versausgänge, und in den abschließenden Terzetten ist das Reimschema unveränderlich c d e c d e. Der Zyklus umfaßt neben Gedichten der Schilderung und Reflexion eine ganze Anzahl »redender« Stücke: der Liebende spricht, das Mädchen spricht oder schreibt, und gegen Ende finden sich gar zwei dialogische Sonette, poetologische Dispute sozusagen, in denen die Sonettform selber das Thema bildet.

Freundliches Begegnen

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet,
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, sie lag in meinen Armen.

Sollt' ich mich denn so ganz an sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, versöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unsre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehst du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,
Melodisch klingt die durchgespielte Leier,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum, und sieh: das Lied ist fertig;
Allein was nun? – Ich dächt', im ersten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

Hinter dem Mädchen der Sonette vermuten wir, des Dichters eigenen Anspielungen nach, zu Recht Minna Herzlieb. Es ist jedoch den nachspürenden Philologen kein Geheimnis geblieben, daß einige Motive der Sonette aus Briefen Bettina Brentanos stammen, die Goethe im April 1807 zum erstenmal in Weimar aufgesucht hatte; so in dem folgenden ersten Sonett, das dem Mädchen in den Mund gelegt ist.

Das Mädchen spricht

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen;
Wie dieses gibst du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein sich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde,
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen.
Ich suche dich, du suchst mir zu entweichen;
Doch halte stand wie dieses Kunstgebilde.

An wen von beiden soll ich nun mich wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müssen,
Da dieses tot und du lebendig heißest?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,
So will ich diesen Stein so lange küssen,
Bis eifersüchtig du mich ihm entreißest.

Auf dieses erste Gedicht der Geliebten folgen in dem Zyklus zwei Sonette »Reisezehrung« und »Abschied«, an welche sich drei Briefgedichte des Mädchens aus der Ferne anschließen.

Die Liebende schreibt

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewisse Kunde,
Mag dem was andres wohl erfreulich scheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich stets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen sie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Träne trocknet wieder unversehens;
Er liebt ja, denk' ich, her in diese Stille,
Und solltest du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieses Liebewehens!
Mein einzig Glück auf Erden ist dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gibt mir ein Zeichen!

Die Liebende abermals

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu sagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, soll, was ich sende,
Mein ungeteiltes Herz hinübertragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen,
Wie sich im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüberwendet:

So stand ich einst vor dir, dich anzuschauen,
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

Sie kann nicht enden

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir schickte,
Anstatt daß ich's mit Lettern erst beschreibe,
Ausfülltest du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und sendetest's an mich, die Hochbeglückte.

Wenn ich den blauen Umschlag dann erblickte;
Neugierig schnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riss' ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läs' ich, was mich mündlich sonst entzückte:

»*Lieb Kind! Mein artig Herz!* Mein einzig Wesen!«
Wie du so freundlich meine Sehnsucht stilltest
Mit süßem Wort und mich so ganz verwöhntest.

Sogar dein Lispeln glaubt' ich auch zu lesen,
Womit du liebend meine Seele fülltest
Und mich auf ewig vor mir selbst verschöntest.

»Lieb Kind! Mein artig Herz! . . .« Diese kursiv gedruckten Worte verraten dem Eingeweihten den Nachnamen des Mädchens: Herzlieb. Und dieser Name ist auch das Lösungswort der Scharade, die den Zyklus beschließt. Zwei der Sonette behandeln, wie gesagt, das Problematische der gewählten Form des Sonettes, dem wir in Goethes Dichtung nur in seltenen Fällen wieder

begegnen. In dem ersten der beiden Sonette legt er den zuerst sprechenden »Zweifelnden« durchaus eigene Bedenken gegen die allzu peinlich »zugemeßnen Rhythmen« in den Mund. Die Antwort der »Liebenden« im abschließenden Terzett besagt, daß das Sonett eben wegen seiner Strenge der beste Prüfstein für die Echtheit der Liebesglut ist.

Die Zweifelnden:
Ihr liebt, und schreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, sich zu offenbaren,
Soll Reime suchen, sie zusammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt: ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden spricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: sie mag sich gern bewahren;
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren;
Dann wieder senken sich zu Nacht und Stille.

Was quält ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läst'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts lastet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden:
Im Gegenteil, wir sind auf rechtem Wege!
Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen,
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

Und nun, zum Abschluß, das Wechselgespräch zwischen Mädchen und Dichter, den Widerstreit zwischen redlichem Gefühl und bedachtsamer Kunstfertigkeit halb ernst, halb scherzend umspielend . . . Die Macht des Elementaren, der Leidenschaft, ist stärker – der Dichter weiß es – darum, aus Besonnenheit, nimmt er seine Zuflucht zu solchen Künsten der Darstellung, kühlenden Worten der strengsten Form.

Mädchen:
Ich zweifle doch am Ernst verschränkter Zeilen!
Zwar lausch' ich gern bei deinen Silbespielen;
Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein süßer Freund, das soll man nicht befeilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerstes von Grund aus umzuwühlen;
Doch seine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefsten auszuheilen.

Dichter:
Schau, Liebchen, hin: Wie geht's dem Feuerwerker
Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettert
Irrgänglich-klug miniert er seine Grüfte;

Allein die Macht des Elements ist stärker,
Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

Die volle Entfaltung des dialogischen Elements in Goethes Liebesdichtung ereignet sich dann 1814/15 in den Wechselreden des »West-östlichen Divan«; Rollengedichte auch diese: Hatem, ein Perser, im Namen des Dichters sprechend – Suleika, die Geliebte, im Namen Marianne Willemers; mit der diesmal das Spiel beglückend vollendenden Überraschung, daß einige Gedichte Suleikas von Marianne selber stammen.
Dieser zum schönsten Strauß entwickelten Liebeszwiesprache wird das nächste Kapitel gewidmet sein. Hier soll, als vierte Variante des Wechselgesprächs, ein kleines Duo den Beschluß bilden. Es stammt aus der Zeit der letzten großen Liebe Goethes, zu Ulrike von Levetzow. Es entstand im Juli 1822 nach der Trennung von der Geliebten, mit der Goethe lange Wochen in Karlsbad zusammen verbracht hatte. Die ersten vierzehn Verse wurden in Eger dem tschechischen Komponisten Tomaschek aus Prag ins Stammbuch geschrieben, unter dem Titel »Liebschmerzlicher Zwiegesang unmittelbar nach dem Scheiden«.

Er:
Ich dacht', ich habe keinen Schmerz,
Und doch war mir so bang ums Herz,
Mir war's gebunden vor der Stirn
Und hohl im innersten Gehirn –
Bis endlich Trän' auf Träne fließt,
Verhaltnes Lebewohl ergießt. –
Ihr Lebewohl war heitre Ruh',
Sie weint wohl jetzund auch wie du.

Sie:

Ja er ist fort, das muß nun sein!
Ihr Lieben, laßt mich nur allein,
Sollt' ich euch seltsam scheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich ihn nicht entbehren.
Und da muß ich weinen.

Sehr seltsame Verse sind das, die Goethe hier dem weiblichen Part dieses Zwiegesangs in den Mund legt: brav, unbeholfen, ein bißchen dürftig, ganz ohne Bild und Gleichnis, an eine fremde Diktion sich anlehnend, an keine andere offensichtlich als an Ulrikes Sprechweise. Man muß sich wohl auch einen Ton hinzudenken, um diesen Kunstgriff der Kunstlosigkeit zu würdigen.
Etwas später kommt ein aus drei Redeteilen bestehendes zweites Stück hinzu, das aber in den korrekten Drucken stets durch ein die Pause markierendes Zeichen abgesetzt erscheint. Ulrikes Sprechweise und Ton kehren wieder, leicht angehoben diesmal, liebewillig-gelehrig eines mythologisch wetterkundlichen Bildes sich bedienend.
Im ersten Druck dann, 1827, in der »Ausgabe letzter Hand«, steht das Ganze hinter der »Trilogie der Leidenschaft«, auf deren Mittelstück, die »Marienbader Elegie«, es thematisch unverkennbar vorausdeutet, und trägt dort die Überschrift »Äolsharfen. Gespräch«. Ein Wechselmonolog und ein Zwiegespräch zweier voneinander getrennter Liebender, deren Wehmut sich zuletzt im Gleichnis des Regenbogens, der Götterbotin Iris, beschwichtigt. Unter den Gedichten an Ulrike von Levetzow wohl das früheste, in dem, wie in fast allen späteren, meteorologische Phänomene und Betrachtungen wichtige Bildmotive liefern.

Er:

Zur Trauer bin ich nicht gestimmt,
Und Freude kann ich auch nicht haben:
Was sollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!
Der Tag ist mir zum Überdruß,
Langweilig ist's, wenn Nächte sich befeuern;
Mir bleibt der einzige Genuß,
Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern,
Und fühltest du den Wunsch nach diesem Segen,
Du kämest mir auf halbem Weg entgegen.

Sie:

Du trauerst, daß ich nicht erscheine,
Vielleicht entfernt so treu nicht meine,
Sonst wär' mein Geist im Bilde da.
Schmückt Iris wohl des Himmels Bläue?
Laß regnen, gleich erscheint die Neue.
Du weinst! Schon bin ich wieder da.

Er:

Ja, du bist wohl an Iris zu vergleichen!
Ein liebenswürdig Wunderzeichen.
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie
Und immer neu und immer gleich wie sie.

XII

Hatem und Suleika

Goethes einziges selbständiges Gedichtbuch, der 1819 erschienene »West-östliche Divan«, in dem er mit Hafis und anderen persischen Dichtern des Mittelalters wetteifert, enthält seinen dritten und umfangreichsten Zyklus von Liebesgedichten. Voraus gingen die »Römischen Elegien« von 1788/1790 und die Sonette von 1807/1808. Die Gedichte des Divans entstanden zwischen 1814 und 1819, größtenteils auf zwei Reisen in die heimatlichen Rhein- und Maingegenden. Schon vor der ersten Begegnung mit Marianne Jung, der Freundin und baldigen Gattin des Frankfurter Bankiers Willemer, die Goethe am 4. August 1814 in Wiesbaden, wo er sich zur Kur aufhielt, kennenlernte, waren etwa rund dreißig Gedichte des künftigen Divans geschrieben und zusammengestellt worden. Im September und Oktober war Goethe dann häufig Willemers Gast auf der Gerbermühle am Ufer des Mains. Daß er zu Marianne eine tiefe Neigung faßte, verraten weitere west-östliche Gedichte, die nach seiner Rückkehr während der nächsten Monate in Weimar entstanden.
In einem der Werke über orientalische Dichtung, die er damals las, war Goethe auf die neunundneunzig Namen Allahs gestoßen, die mit dem arabischen Rosenkranz verknüpft sind. Sie beginnen: Der Allmilde, der Allerbarmende, und enden: der Allgeduldige, der Allsanftmütige. Der hundertste Name ist Gott. Goethe griff das auf und schrieb in Anknüpfung an diesen Brauch nun seinerseits ein Gedicht über die Beinamen der Geliebten.

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Zypresse reinstem, jungen Streben,
Allschöngewachsne, gleich erkenn' ich dich;
In des Kanales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannigfaltige, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wiesenteppich,
Allbuntbesternte, schön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tausendarmger Eppich,
O! Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann atm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich.
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

In Goethes »West-östlichem Divan« bilden diese Strophen heute den Beschluß des »Buches Suleika«, dessen Gedichte bis auf wenige Ausnahmen 1815 in der Zeit nach der Wiederbegegnung mit Marianne entstanden sind.
Schon auf der Fahrt nach Wiesbaden, wo Goethe wieder die Kur gebrauchte, wurden zwei Gedichte niedergeschrieben, in denen er der Geliebten und sich einen künftigen Rollennamen erteilt: Suleika und Hatem. Suleika ist in der persischen Dichtung der Name jener verliebten Dame, die im Alten Testament das Weib des Putiphar heißt und die dort Joseph, den Lieblingssohn Jakobs, mit ihrer Liebe verfolgt. Die arabische und persische Epik feiert den jungen Joseph als einen unwiderstehlichen Ausbund an Schönheit, und die Liebe zwischen Jussuph und Suleicha haben unter den persischen Klassikern Firdusi und Dschami in berühmten Dichtungen dargestellt.

Daß Suleika von Jussuph entzückt war,
Ist keine Kunst;
Er war jung, Jugend hat Gunst,
Er war schön, sie sagen zum Entzücken,
Schön war sie, konnten einander beglücken.
Aber daß du, die so lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir schickst,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preisen,
Sollst mir ewig Suleika heißen.

Da du nun Suleika heißest,
Sollt' ich auch benamset sein.
Wenn du deinen Geliebten preisest,
Hatem! das soll der Name sein.
Nur daß man mich daran erkennet,
Keine Anmaßung soll es sein:
Wer sich St. Georgen-Ritter nennet,
Denkt nicht gleich Sankt Georg zu sein.
Nicht Hatem Thai, nicht der alles Gebende
Kann ich in meiner Armut sein;
Hatem Zograi nicht, der reichlichst Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich sein.
Aber beide doch im Auge zu haben,
Es wird nicht ganz verwerflich sein:
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben,
Wird immer ein groß Vergnügen sein.
Sich liebend aneinander zu laben
Wird Paradieses Wonne sein.

Vom 12. August bis 17. September 1815 ist Goethe nun wieder Willemers Gast auf der Gerbermühle und, eine Woche lang, auch in dessen Stadtwohnung, dem Haus »Zum roten Männchen« in Frankfurt. Dort entsteht um den 12. September das erste Wechselrede-Gedicht zwischen Hatem und Suleika, das im »Buch Suleika« unmittelbar auf die beiden Gedichte der Namensgebung folgt. Es ist zugleich das erste Gedicht, an dem Marianne beteiligt ist: die nicht erhaltene Urfassung der Antwortstrophen stammt, eigenen späteren Angaben nach, von ihr.
Hatems Verse greifen eingangs, als knüpften sie an ein im Gespräch vorgebrachtes Argument an, das bekannte Sprichwort auf: »Gelegenheit macht Diebe«.

Hatem:
Nicht Gelegenheit macht Diebe
Sie ist selbst der größte Dieb,
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat sie ihn übergeben,
Meines Lebens Vollgewinn,

Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen
Im Karfunkel deines Blicks
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks.

Suleika:

Hochbeglückt in deiner Liebe,
Schelt' ich nicht Gelegenheit;
Ward sie auch an dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gib dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben –
Ja! ich bin's, die dich bestahl.

Was so willig du gegeben,
Bringt dir herrlichen Gewinn,
Meine Ruh', mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Aus diesen Tagen stammen auch die berühmten und viel kommentierten Verse auf ein Blatt der Gingko Biloba, eines exotischen Baumes aus Japan, der Goethe vermutlich in dem Ziergarten eines Frankfurter Handelsherrn aufgefallen war. Die Gingko ist eigentlich ein Nadelbaum, dessen Nadeln jedoch zu einem Blatt verwachsen sind, und zwar derart, daß jedes Blatt durch eine Kerbe mehr oder weniger geteilt ist. Der junge Sulpiz Boisserée, der Goethe damals meist begleitete, vermerkt dazu in seinem Tagebuch:
»Wir saßen in der schönen warmen Abendluft auf dem Balkon. Goethe hatte der Willemer ein Blatt der Gingko Biloba als Sinnbild der Freundschaft

geschickt aus der Stadt. Man weiß nicht, ob es eins, das sich in zwei teilt, oder zwei, die sich in eins verbinden. So war der Inhalt des Verses.«

Gingo Biloba

Dieses Baums Blatt, der, von Osten,
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es *ein* lebendig Wesen?
Das sich in sich selbst getrennt.
Sind es Zwei? die sich erlesen,
Daß man sie als Eines kennt.

Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Am Freitag, den 15. September, war Goethe aus Frankfurt zu einem letzten Aufenthalt auf die Gerbermühle zurückgekehrt. Dort entstand nun, an einen Traum Mariannes anknüpfend, das zweite Duett zwischen Suleika und Hatem. Marianne hatte geträumt, daß ihr ein Ring, den Goethe ihr geschenkt hatte, bei einer Kahnfahrt auf dem Main ins Wasser entglitten sei. Man beachte in der zweiten Strophe den Reim »Morgenröte – Prophete«, in dem Goethes Name unüberhörbar mitklingt.

Suleika:

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab, in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfing.

Also träumt' ich. Morgenröte
Blitzt' ins Auge durch den Baum,
Sag', Poete, sag', Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

Hatem:

Dies zu deuten bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Karawanen
Bis ans Rote Meer zu ziehn,

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain,
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Auch zu dem ersten Gedicht der folgenden Wechselrede hat Marianne sich später als seine Verfasserin bekannt.

Suleika:

Sag', du hast wohl viel gedichtet,
Hin und her dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von deiner Hand,
Prachtgebunden, goldgerändet,
Bis auf Punkt und Strich vollendet,
Zierlich lockend, manchen Band?
Stets, wo du sie hingewendet,
War's gewiß ein Liebespfand?

Hatem:

Ja! von mächtig holden Blicken,
Wie von lächelndem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar,
Wimpern-Pfeilen, Locken-Schlangen,

Hals und Busen reizumhangen
Tausendfältige Gefahr!
Denke nun, wie von so langem
Prophezeit Suleika war.

Am 18. September brach Goethe in Boisserées Begleitung nach Heidelberg auf. Am 22. verbringt er den Morgen im Garten des Schlosses, in der Nähe eines Brunnens, der, ganz ins Östliche transponiert, in folgenden, Suleika in den Mund gelegten Versen wiederkehrt.

Suleika:
An des lust'gen Brunnens Rand,
Der in Wasserfäden spielt,
Wußt' ich nicht, was fest mich hielt;
Doch da war von deiner Hand
Meine Chiffer leis gezogen,
Nieder blickt' ich, dir gewogen.

Hier, am Ende des Kanals
Der gereihten Hauptallee,
Blick' ich wieder in die Höh',
Und da seh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen:
Bleibe! bleibe mir gewogen!

Hatem:
Möge Wasser, springend, wallend,
Die Zypressen dir gestehn:
Von Suleika zu Suleika
Ist mein Kommen und mein Gehn.

Anderntags, Samstag, den 23. September, treffen Willemers um Mittag zu Besuch in Heidelberg ein. Auf der Hinfahrt vermutlich hat Marianne das erste ihrer beiden oft vertonten Lieder geschrieben, das auf den Ostwind, das Goethe später, ohne ihre Verfasserschaft zu erwähnen, in einer leicht veränderten Fassung in das »Buch Suleika« seines »West-östlichen Divan« aufnahm. »Was kann der Ostwind von der Qual Des armen Herzens sagen?« lautet ein Verspaar des Hafis, das Marianne in einem ihrer »Chiffernbriefe« an Goethe zitiert.

Suleika:

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ost mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Insekten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Und so kannst du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten.
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach! die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Atem geben.

Auf den folgenden Tag hat Goethe in seiner Reinschrift das Gedicht datiert, in dem das »Buch Suleika« gipfelt. Es ist eines seiner erstaunlichsten Gedichte überhaupt: ein Schöpfungsmythos wird erzählt, eine Kosmogonie imaginiert, in der gewisse Grundgedanken der Goetheschen Farbenlehre dazu dienen, den Liebesschauder der Wiederbegegnung zu einem Gleichnis der weltversöhnenden Liebe zu erheben: die Wiedervereinigung der Liebenden bestätigt den All-Verein der Schöpfung.

Wiederfinden

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach! was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz.
Ja du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet' er die erste Stunde
Mit erhabner Schöpfungslust,
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf tat sich das Licht! So trennte
Scheu sich Finsternis von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden wüsten Träumen,
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröte,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich, was sich angehört,
Und zu ungemeßnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenroten Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

Am 26. September früh fuhren die Freunde nach Frankfurt zurück. Am gleichen Tage noch, in Erinnerung des letzten Zusammenseins mit Marianne im Garten des Heidelberger Schlosses, schrieb Goethe die folgenden Strophen:

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, deiner Brust,
Deine Stimme zu vernehmen,
War die letzt' und erste Lust.

Gestern, ach! war sie die letzte,
Dann verlosch mir Leucht' und Feuer;
Jeder Scherz, der mich ergetzte,
Wird nun schuldenschwer und teuer.

Eh' es Allah nicht gefällt,
Uns aufs neue zu vereinen,
Gibt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

Unterdessen entstand auf der Heimfahrt nach Frankfurt, im Rückblick auf die Heidelberger Tage, Mariannes zweites Lied, das an den Westwind.

Suleika:

Ach! um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm aber, sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Und doch war es ein Abschied für immer. Schon am 6. Oktober entschließt Goethe sich überstürzt zur Rückkehr nach Weimar. Eine dritte geplante Reise nach Wiesbaden und an den Main, Ende Juli des nächsten Jahres, wurde abgebrochen, als schon nach zweistündiger Fahrt der Wagen umstürzte und Goethe sich zur Umkehr gezwungen sah. Vergeblich hoffte man in Frankfurt Jahr für Jahr auf einen nochmaligen Besuch des Freundes: Goethe hat Marianne nicht wiedergesehen. Die briefliche Verbindung freilich wurde, mit Unterbrechungen, aufrecht erhalten; auch weitere Gedichte an Marianne-Suleika entstanden noch, das letzte kurz vor Goethes Tod. Noch einmal, kurz vor seiner Abreise aus Heidelberg, war ein Duett entstanden, in dem Suleika abschließend die ihr Liebesbündnis besiegelnden Verse in den Mund gelegt werden. Wieder erwartet man in Hatems dritter Strophe als Reim auf »Morgenröte« – die hier aus dem Gedicht »Wiederfinden« nachglänzt – statt des Rollennamens den des Dichters selbst.

Hatem:

Locken! haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Ätna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flasche!
Diesen Becher bring' ich ihr!
Findet sie ein Häufchen Asche,
Sagt sie: »Der verbrannte mir.«

Suleika:

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewaltiger Leidenschaft.
Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist:
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

In der Ferne erst entstanden dann, Anfang November 1815, jene drei Strophen, in denen Östlich-Rhetorisches und Meteorologisch-Exaktes sich so schmerzlich-großartig wie kunstvoll gedämpft verbinden und durchdringen. »Jeden Nachklang fühlt mein Herz: Froh und trüber Zeit«, hieß es in dem Gedicht »An den Mond«, das Goethe vor vierzig Jahren an Charlotte von Stein sandte. So auch diesmal: »Nachklang« ist das Gedicht überschrieben.

Es klingt so prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne bald, dem Kaiser sich vergleicht;
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,
Wenn er in düstren Nächten schleicht.

Von Wolken streifenhaft befangen,
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;
Vermagert bleich sind meine Wangen
Und meine Herzenstränen grau.

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebstes, du mein Mondgesicht!
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht.

Nicht mehr in seinen Divan aufgenommen hat Goethe ein Gedicht des Hatem, das vermutlich erst nach der Drucklegung im Jahre 1819 geschrieben wurde. Im Unterschied zu allen vorangegangenen Gedichten ist es in reimlosen freien Versen geschrieben, wie sie das »Buch Suleika« sonst nur ein einziges Mal aufweist. Dort war von »schön geschriebenen, herrlich umgüldeten« Blättern die Rede, auf welchen Hatem seine Verse übersendet. Anders hier, jede Schrift, jeden Druck magisch übertreffend –

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib' ich symmetrische Reime;
Nicht mehr fass' ich sie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Überweht sie der Wind, aber die Kraft besteht,
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,
Der Liebende. Betritt er
Diese Stelle, ihm zuckt's
Durch alle Glieder.
»Hier! vor mir liebte der Liebende.
War es Medschnun der Zarte?
Ferhad der Kräftige? Dschemil der Daurende?
Oder von jenen tausend

Glücklich-Unglücklichen einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,
Ich ahnd' ihn!«
Suleika aber, du ruhst
Auf dem zarten Polster,
Das ich dir bereitet und geschmückt.
Auch dir zuckt's aufweckend durch die Glieder.
»Er ist, der mich ruft, Hatem.
Auch ich rufe dir, o Hatem! Hatem!«

XIII

»Buch des Paradieses«

Der echte Moslem spricht vom Paradiese,
Als wenn er selbst allda gewesen wäre,
Er glaubt dem Koran, wie es der verhieße,
Hierauf begründet sich die reine Lehre.

Doch der Prophet, Verfasser jenes Buches,
Weiß unsre Mängel droben auszuwittern,
Und sieht, daß trotz dem Donner seines Fluches
Die Zweifel oft den Glauben uns verbittern.

Deshalb entsendet er den ewigen Räumen
Ein Jugendmuster, alles zu verjüngen;
Sie schwebt heran und fesselt, ohne Säumen,
Um meinen Hals die allerliebsten Schlingen.

Auf meinem Schoß, an meinem Herzen halt' ich
Das Himmels-Wesen, mag nichts weiter wissen;
Und glaube nun ans Paradies gewaltig,
Denn ewig möcht' ich sie so treulich küssen.

Dieses Gedicht mit dem Titel »Vorschmack« eröffnet 1827 im fünften Band der Werkausgabe »letzter Hand« das letzte Buch des »West-östlichen Divan«. Alle zwölf Bücher dieses zwischen 1814 und 1819 entstandenen Werkes waren, Goethes eigenem Geständnis nach, auf Ergänzung und Erweiterung angelegt. Eine wesentliche Erweiterung erfuhr jedoch nur das abschließende »Buch des Paradieses«, das durch fünf 1820 auf der Reise nach Karlsbad hinzugedichtete Stücke nun erst seine ganze Fülle gewann.
»Verjüngung« ist eines der Leitthemen des »West-östlichen Divan« – Verjüngung durch die Rückwendung in den Orient, in das Jugendalter menschlicher Kultur, Verjüngung durch die Liebe zu Suleika, und nun, zuletzt, durch die himmlische Erscheinung einer jener Huris, die nach der Verheißung des Koran die im Kampf für den rechten Glauben gefallenen Streiter im Paradies empfangen. »Die Huris«, schreibt der Orientalist und von Goethe geschätzte Hafis-Übersetzer Joseph von Hammer-Purgstall, »Mädchen von blendend

weißer Gesichtsfarbe, mit funkelnden schwarzen Augen und von unverwüstbarer Jungfräulichkeit, sind die Gespielinnen der Seligen, die mit ihnen auf goldenen Polstern, in herrlichen Kiosken, oder auf grünen Matten im Schatten der Palmen und beim Gemurmel unterirdischer Ströme ewige Freuden genießen.«

Diese Region des mahometanischen Glaubens hat viele wunderschöne Plätze, Paradiese im Paradiese, daß man sich daselbst gern ergehen, gern ansiedeln möchte. Scherz und Ernst verschlingen sich hier so lieblich ineinander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel, zum Höheren und Höchsten zu gelangen.

Die weiteren vier neuen Gedichte im »Buch des Paradieses« bilden einen Zyklus für sich. Jedes ist ein Zwiegespräch zwischen der Huri und dem Dichter.

Einlaß

Huri:
Heute steh' ich meine Wache
Vor des Paradieses Tor,
Weiß nicht grade, wie ich's mache,
Kommst mir so verdächtig vor!

Ob du unsern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich ans Paradies gesandt?

Zählst du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an!
Die mir Rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter:
Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe deine kräftgen Blicke!
Hier! – durchschaue diese Brust,
Sieh der Lebens-Wunden Tücke,
Sieh der Liebes-Wunden Lust.

Und doch sang ich gläubigerweise:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie sie auch kreise,
Liebevoll und dankbar sei.

Mit den Trefflichsten zusammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den schönsten Herzen prangt.

Nein! du wählst nicht den Geringern;
Gib die Hand! Daß, Tag für Tag,
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Dieses erste Dialoggedicht zwischen der Huri und dem Dichter ist in regelmäßigen, kreuzweis gereimten Vierzeilern abgefaßt. In den nun folgenden Wechselgesprächen wird solche strenge Versart und strophische Gliederung gänzlich aufgegeben; zugunsten einer freieren Fügung, mit beliebiger Zeilenlänge und Reimverschränkung, gelegentlich wohl auch einem reimlosen Vers. Das gibt sich bequem, der Prosa angenähert, und unversehens in den Knittelvers Hans-Sachsischer Provenienz übergehend, dem Derben zu Gefallen, ohne dessen Beimischung echter Jugendlichkeit auch im Paradiese etwas fehlen würde. Das Geistige, das dieses Derbe durchklingt, charakterisiert Goethe in einem Brief an Zelter vom 11. Mai 1820 auch als »heiteren Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erde-Treibens, Liebe, Neigung, zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend«.
Nur das erste dieser drei Dialoggedichte hat eine Überschrift. »Anklang« lautet diese. Sie könnte auch lauten: »Heraufklang und Zurückklang«, »Dichterwort und himmlisches Echo«; und bei diesem Anklang ist in den Worten der Huri von »Erinnerung« die Rede, als wäre sie, die Himmelsjungfrau, auf geheimnisvolle Weise zugleich die ehemalige irdische Geliebte, der des Dichters Lieder galten.

Huri:

Draußen am Orte,
Wo ich dich zuerst sprach,
Wacht' ich oft an der Pforte,
Dem Gebote nach.
Da hört' ich ein wunderlich Gesäusel,
Ein Ton- und Silbengekräusel,
Das wollte herein;
Niemand aber ließ sich sehen,
Da verklang es, klein zu klein;
Es klang aber fast wie deine Lieder,
Das erinnr' ich mich wieder.

Dichter:

Ewig Geliebte! wie zart
Erinnerst du dich deines Trauten!
Was auch in irdischer Luft und Art
Für Töne lauten,
Die wollen alle herauf;
Viele verklingen da unten zuhauf;
Andre, mit Geistes Flug und Lauf,
Wie das Flügel-Pferd des Propheten,
Steigen empor und flöten
Draußen an dem Tor.

Kommt deinen Gespielen so etwas vor,
So sollen sie's freundlich vermerken,
Das Echo lieblich verstärken,
Daß es wieder hinunter halle.
Und sollen acht haben,
Daß in jedem Falle,
Wenn er kommt, seine Gaben
Jedem zugute kommen;
Das wird beiden Welten frommen.

Sie mögen's ihm freundlich lohnen,
Auf liebliche Weise fügsam;

Sie lassen ihn mit sich wohnen:
Alle Guten sind genügsam.

Du aber bist mir beschieden.
Dich lass' ich nicht aus dem ewigen Frieden.
Auf die Wache sollst du nicht ziehn,
Schick' eine ledige Schwester dahin.

Die beiden folgenden Wechselgespräche sind, wie gesagt, ohne Überschrift. Statt einer solchen ist zwischen beiden ein unendlicher Zeitraum zu denken, ein Äon seliger Versunkenheit, aus der heraus die Rede abermals anhebt. Auch hier begegnen Scherz und Ernst in lieblichster Verschlingung: Fernöstliches und Deutsches, Archaisches und Modernes sind so locker verwegen miteinander vermischt, daß nur ein Pedant auf den Gedanken verfallen könnte, sie sondern zu wollen.
Das hier wieder erwähnte »Flügelpferd des Propheten« stammt aus der Legende von der Himmelfahrt Mohammeds, die ihn in einer einzigen Nacht durch alle sieben Himmel geführt haben soll. El Burak, das Blitzstrahlende, heißt dieses wunderbare Reittier. Auf Miniaturen, die diese Himmelsreise darstellen, trägt es einen gekrönten Frauenkopf, sein Leib läßt an eine Stute denken, Hufe und Schweif sind die eines Kamels. Das Zaumzeug besteht aus Perlen, der Sattel aus Smaragd und die Steigbügel aus Türkis. – Daß die Huris den Propheten auf seiner Rückreise anhalten, ihm ihre Beschwerde vorzutragen, ist Goethes eigene Erfindung.

Dichter:
Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt!
Geheimnisse mag ich nicht erfragen;
Doch sag' mir, ob du an irdischen Tagen
Jemals teilgenommen?
Mir ist es oft so vorgekommen,
Ich wollt' es beschwören, ich wollt' es beweisen,
Du hast einmal Suleika geheißen.

Huri:
Wir sind aus den Elementen geschaffen,
Aus Wasser, Feuer, Erd' und Luft
Unmittelbar; und irdscher Duft
Ist unserm Wesen ganz zuwider.

Wir steigen nie zu euch hernieder;
Doch wenn ihr kommt bei uns zu ruhn,
Da haben wir genug zu tun.

Denn, siehst du, wie die Gläubigen kamen,
Von dem Propheten so wohl empfohlen,
Besitz vom Paradiese nahmen,
Da waren wir, wie er befohlen,
So liebenswürdig, so scharmant,
Wie uns die Engel selbst nicht gekannt.

Allein der erste, zweite, dritte,
Die hatten vorher eine Favorite,
Gegen uns waren's garstige Dinger,
Sie aber hielten uns doch geringer,
Wir waren reizend, geistig, munter;
Die Moslems wollten wieder hinunter.

Nun war uns himmlisch Hochgebornen
Ein solch Betragen ganz zuwider,
Wir aufgewiegelten Verschwornen
Besannen uns schon hin und wieder;
Als der Prophet durch alle Himmel fuhr,
Da paßten wir auf seine Spur;
Rückkehrend hatt' er sich's nicht versehn,
Das Flügelpferd, es mußte stehn.

Da hatten wir ihn in der Mitte! –
Freundlich ernst, nach Propheten-Sitte,
Wurden wir kürzlich von ihm beschieden;
Wir aber waren sehr unzufrieden.
Denn seine Zwecke zu erreichen
Sollten wir eben alles lenken,
So wie ihr dächtet, sollten wir denken,
Wir sollten euren Liebchen gleichen.

Unsere Eigenliebe ging verloren,
Die Mädchen krauten hinter den Ohren,

Doch, dachten wir, im ewigen Leben
Muß man sich eben in alles ergeben.

Nun sieht ein jeder, was er sah,
Und ihm geschieht, was ihm geschah.
Wir sind die Blonden, wir sind die Braunen,
Wir haben Grillen und haben Launen,
Ja, wohl auch manchmal eine Flause;
Ein jeder denkt, er sei zu Hause,
Und wir darüber sind frisch und froh,
Daß sie meinen, es wäre so.

Du aber bist von freiem Humor,
Ich komme dir paradiesisch vor;
Du gibst dem Blick, dem Kuß die Ehre,
Und wenn ich auch nicht Suleika wäre.
Doch da sie gar zu lieblich war,
So glich sie mir wohl auf ein Haar.

Dichter:
Du blendest mich mit Himmels Klarheit,
Es sei nun Täuschung oder Wahrheit,
Genug, ich bewundre dich vor allen.
Um ihre Pflicht nicht zu versäumen,
Um einem Deutschen zu gefallen,
Spricht eine Huri in Knittelreimen.

Huri:
Ja, reim' auch du nur unverdrossen,
Wie es dir aus der Seele steigt!
Wir paradiesische Genossen
Sind Wort' und Taten reinen Sinns geneigt.
Die Tiere, weißt du, sind nicht ausgeschlossen,
Die sich gehorsam, die sich treu erzeigt.
Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen, was vom Herzen spricht,
Und was aus frischer Quelle bricht,
Das darf im Paradiese fließen.

*

Huri:
Wieder einen Finger schlägst du mir ein!
Weißt du denn, wieviel Äonen
Wir vertraut schon zusammen wohnen?

Dichter:
Nein! – Will's auch nicht wissen. Nein!
Mannigfaltiger frischer Genuß,
Ewig bräutlich keuscher Kuß! –
Wenn jeder Augenblick mich durchschauert,
Was soll ich fragen, wie lang es gedauert!

Huri:
Abwesend bist denn doch auch einmal,
Ich merk' es wohl, ohne Maß und Zahl.
Hast in dem Weltall nicht verzagt,
An Gottes Tiefen dich gewagt;
Nun sei der Liebsten auch gewärtig!
Hast du nicht schon das Liedchen fertig?
Wie klang es draußen an dem Tor?
Wie klingt's? – Ich will nicht stärker in dich dringen,
Sing mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirst du's doch im Paradies nicht bringen.

Als längstes Gedicht enthält das »Buch des Paradieses« eine Nacherzählung der Legende von den Siebenschläfern, die in zeitentrücktem Wunderschlaf ihre Jugendfrische bewahrten. Diese ursprünglich christliche Legende, auf die Mohammed in der 18. Sure des Korans anspielt, berichtet, daß unter dem römischen Kaiser Decius (gest. 251) sieben junge Edelleute seines Hofes in Ephesus »die geforderte Anbetung ihm verweigerten, weil seine beanspruchte Göttlichkeit schon von einer Fliege zunichte wird, die ihn beim Mahle stört. Sie flüchten in eine Höhle, die der Kaiser, der Urheber der ersten großen Christenverfolgung, zumauern läßt. Dort schlafen sie, von dem Erzengel Gabriel beschützt. Als sie nach dreihundertundneun Jahren erwachen, widerlegen sie das Mißtrauen der Nachgeborenen dadurch, daß sie zu einem verborgenen Schatze führen, den sie einst in ihrem Hause vergraben hatten«.
Darstellungen der Siebenschläfer kennen wir von östlichen Ikonen, aus deutschen und französischen Wiegendrucken und von persischen Miniaturen. Ihnen sind in Süddeutschland und in der Bretagne Wallfahrtskirchen gewidmet, in

denen sie als Märtyrer und Fürbitter verehrt werden; eine der schönsten, aus dem 18. Jahrhundert, befindet sich in Rotthof bei Ruhstorf an der Rott. Die sie betreffende Sure »Die Höhle« gehört in jeder Moschee zu den Rezitationen der Freitagsliturgie.

Diese Legende von den Siebenschläfern in der Grotte hat der große französische Orientalist Louis Massignon als »Apokalypse« des Islam bezeichnet, insofern als die Siebenschläfer in der 18. Sure als ein Zeichen, eine »figura« der Auferweckung von den Toten aufgefaßt werden; ebenso übrigens wie in der Oration des Petrus Damianus in der Siebenschläfer-Messe am 27. Juli. Sie sind »Erstlinge der künftigen Auferstehung« – futurae resurrectionis primitiae – und die Gläubigen bitten Gott, daß er ihnen Ruhe verschaffe »vor dem verwirrenden Getümmel der Welt« – a mundi perturbatione ut ad caelestam vitam mereamur de terrae pulvere vigilare – »auf daß es uns vergönnt sei, in dieser Ruhe, in diesem Schlummer dem himmlischen Leben entgegenzuwachen aus dem Staub der Erde«. Weltentrücktheit und Ruhe des Grabes spielen in diesem Gebet des Petrus Damianus eines in das andre hinüber. Ebenso bei Goethe, wenn er, nach der Erzählung von den Siebenschläfern, in dem Schlußgedicht des ganzen Divans, in dem er von seinem Buche Abschied nimmt, sich selber zum Genesungsschlaf des Todes rüstet, ewige Jugendfrische sich und seinen Liedern erbittend.

Sechs Begünstigte des Hofes
Fliehen vor des Kaisers Grimme,
Der als Gott sich läßt verehren,
Doch als Gott sich nicht bewähret:
Denn ihn hindert eine Fliege,
Guter Bissen sich zu freuen.
Seine Diener scheuchen wedlend,
Nicht verjagen sie die Fliege.
Sie umschwärmt ihn, sticht und irret
Und verwirrt die ganze Tafel,
Kehret wieder wie des hämischen
Fliegengottes Abgesandter.

»Nun!« so sagen sich die Knaben,
»Sollt' ein Flieglein Gott verhindern?
Sollt' ein Gott auch trinken, speisen,
Wie wir andern? Nein, der Eine,
Der die Sonn' erschuf, den Mond auch,

Und der Sterne Glut uns wölbte,
Dieser ist's, wir fliehn!« – Die zarten
Leicht beschuht-, beputzten Knaben
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt sie
Und sich selbst in Felsenhöhle.
Schäfershund, er will nicht weichen,
Weggescheucht, den Fuß zerschmettert,
Drängt er sich an seinen Herren
Und gesellt sich zum Verborgnen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst, dem sie entflohen,
Liebentrüstet, sinnt auf Strafen,
Weiset ab so Schwert als Feuer,
In die Höhle sie mit Ziegeln
Und mit Kalk sie läßt vermauern.

Aber jene schlafen immer,
Und der Engel, ihr Beschützer,
Sagt, vor Gottes Thron, berichtend:
»So zur Rechten, so zur Linken
Hab' ich immer sie gewendet,
Daß die schönen, jungen Glieder
Nicht des Moders Qualm verletze.
Spalten riß ich in die Felsen,
Daß die Sonne steigend, sinkend
Junge Wangen frisch erneute.
Und so liegen sie beseligt.« –
Auch, auf heilen Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein süßen Schlummers.

Jahre fliehen, Jahre kommen,
Wachen endlich auf die Knaben,
Und die Mauer, die vermorschte,
Altershalben ist gefallen.
Und Jamblika sagt, der Schöne,
Ausgebildete vor allen,
Als der Schäfer fürchtend zaudert:

»Lauf' ich hin! und hol' euch Speise,
Leben wag' ich und das Goldstück!«

Ephesus, gar manches Jahr schon,
Ehrt die Lehre des Propheten
Jesus. (Friede sei dem Guten!)

Und er lief, da war der Tore
Wart' und Turn und alles anders.
Doch zum nächsten Bäckerladen
Wandt' er sich nach Brot in Eile. –
»Schelm!« so rief der Bäcker, »hast du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gib mir, dich verrät das Goldstück,
Mir die Hälfte zum Versöhnen!«

Und sie hadern. – Vor den König
Kommt der Handel; auch der König
Will nur teilen wie der Bäcker.

Nun betätigt sich das Wunder,
Nach und nach, aus hundert Zeichen.
An dem selbsterbauten Palast
Weiß er sich sein Recht zu sichern.
Denn ein Pfeiler durchgegraben
Führt zu scharfbenamsten Schätzen.
Gleich versammlen sich Geschlechter,
Ihre Sippschaft zu beweisen.
Und als Ururvater prangend
Steht Jamblikas Jugendfülle.
Wie von Ahnherrn hört er sprechen
Hier von seinem Sohn und Enkeln.
Der Urenkel Schar umgibt ihn,
Als ein Volk von tapfern Männern,
Ihn, den jüngsten, zu verehren.
Und ein Merkmal übers andre
Dringt sich auf, Beweis vollendend;
Sich und den Gefährten hat er
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun, zur Höhle kehrt er wieder,
Volk und König ihn geleiten. –
Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder:
Denn die Sieben, die von lang her –
Achte waren's mit dem Hunde –
Sich von aller Welt gesondert,
Gabriels geheim Vermögen
Hat, gemäß dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle schien vermauert.

Gute Nacht!

Nun, so legt euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke,
Und in einer Moschus-Wolke
Hüte Gabriel die Glieder
Des Ermüdeten gefällig;
Daß er frisch und wohlerhalten,
Froh wie immer, gern gesellig,
Möge Felsenklüfte spalten,
Um des Paradieses Weiten,
Mit Heroen aller Zeiten,
Im Genusse zu durchschreiten;
Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,
Daß die Unzahl sich erfreue.
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.

XIV

»Urworte Orphisch«

Von Goethes Freunden, die sich schon in seiner frühen Weimarer Zeit fürs Leben an ihn anschlossen, gebührt dem Properz- und Lukrez-Übersetzer Karl Ludwig von Knebel der erste Platz. In Knebels »Sammlung kleiner Gedichte«, die 1815 erschien, findet sich ein betrachtendes Gedicht aus dem Jahre 1789 mit der Überschrift »Nach dem Griechischen«. Das Gedicht behandelt vier Grundmächte des menschlichen Lebens, die Knebel Dämon, Glück, Liebe und Not nennt.

Den Menschen treiben vier besondre Mächte
Durchs Leben, sagt ein alter Spruch der Weisen.

Zuerst der *Dämon:* das ist jedes Menschen
Ihm angeborenes Geschick, sein Geist,
Sein Selbst; die jedem eigne Art und Weise,
Wie er in diese Welt gerüstet kommt.
Von ihr hängt alles, was er sein kann, ab.

Die zweite ist das *Glück.* Das nimmt ihn auf
Und stellt ihm die Gelegenheit der Dinge
Und Lag' und Hülf' zurecht, daß er gedeihe.
Doch zeigt es auch ihm manches Gaukelwerk,
Wonach er strebt, und das ihn nachmals täuschet.

Nun kommt die *Liebe,* als die dritte Macht.
Sie ist der Geist des Lebens; ihre Fackel
Treibt flammend ihn durch mancherlei Geschick.
Sie führt den Menschen auf den höchsten Gipfel
Des Daseins, zeigt ihm der erschaffnen
Und unerschaffnen Dinge volles Glück,
Und stürzt hinab ihn zu dem Pfuhl des Elends:
Er seufzet sein Gebrechen Jahre durch.

Und endlich kommt die vierte Macht, die *Not,*
Die strenge bittre Lehrerin des Lebens.

Ihr folget alles; denn wer willig ihr
Die Hand nicht reicht, den zieht sie mit Gewalt.
Sie ist des Schicksals große Helferin,
Und alles kommt durch sie zum festen Schluß.
Sie zieht mit einer Hand herauf das Leben,
Und drücket mit der andern es hinab.

Dämon, Glück, Liebe und Not – oder, auf griechisch: Daimon, Tyche, Eros und Ananke – heißen diese Grundmächte in Knebels Gedicht. Als Goethe 1817 zwei neuerschienene Bücher über altgriechische Schriften zugingen, begegnete er dort den gleichen Namen als Bezeichnungen für die Gottheiten, welche nach der Lehre des sagenhaften Sängers und Mysterienstifters Orpheus über die Geburt des Menschen wachen. Goethe griff das auf, und so entstanden die fünf Strophen seiner »Urworte Orphisch«, die er 1819 in den Heften »Zur Morphologie« und im folgenden Jahr noch einmal, mit einem inzwischen entstandenen Prosa-Kommentar, in seiner Hauszeitschrift »Über Kunst und Altertum« veröffentlichte. Statt der vier Urworte aber waren es nun fünf geworden, deren griechische Bezeichnung samt der deutschen Übersetzung jeweils über den einzelnen Strophen steht:
Daimon, Dämon, worunter Goethe, wie Knebel, die naturhafte Bedingtheit jeder Individualität und ihrer Anlagen versteht; Tyche, das Zufällige, das launisch-wechselnde Glück; Eros, die Liebe, die Leidenschaft – Eros, der nach orphischer Lehre als erster der Götter sich dem Chaos entrang, zum Himmel aufstieg und von dort im belebenden Blitz niederfährt; schließlich Ananke, die Nötigung, Beschränkung, die Pflicht; und als letzte Gottheit, alle Beschränkung durch Raum und Zeit überflügelnd: Elpis, die Hoffnung.

Urworte Orphisch

Daimon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Tyche

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
Und handelst wohl, so wie ein andrer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald widerfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Eros

Die bleibt nicht aus! – Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Öde schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Ananke

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Elpis

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärtge Pforte wird entriegelt;
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:

Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt,
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelschlag! und hinter uns Äonen.

Das Gedicht »Urworte Orphisch« ist, wie seinerzeit »Die Geheimnisse« und die von dieser Dichtung abgelöste »Zueignung«, dem italienischen Vorbild der ottava rima verpflichtet. Goethe benutzt diese Strophenform hier derart, daß jede der Stanzen im Fortgang des Gedichtes zugleich ein spruchartig selbständiges Gebilde darstellt.
Als Goethes Freunde der feierlich energischen, bisweilen doch auch fast redensartlichen Rätselweisheit dieser »Wundersprüche über Menschenschicksal« in den Heften »Zur Morphologie« begegneten, äußerten sie dem Dichter gegenüber den Wunsch, »daß zum Verständnis derselben einiges geschähe, damit dasjenige, was sich hier fast nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntnis übergeben sei«. Ausnahmsweise – denn es war sonst seine Art nicht, seine Gedichte öffentlich zu kommentieren – fand Goethe sich bereit, dieser Bitte zu entsprechen; was, wie gesagt, noch im gleichen Jahr geschah.

Was von älteren und neueren orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzudrängen, poetisch, kompendios, lakonisch vorzutragen gesucht. Diese wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst kennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert.

Δαιμων, Dämon

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Der Bezug der Überschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begrenzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem andern, bei noch so großer Ähnlichkeit, unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu, und es ließen sich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannigfaltigen Abwechslungen der Geburten in Bezug stellen. Hiervon sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes Erste zugebend, gar wohl gestehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit mehr als alles Übrige des Menschen Schicksal bestimme.

Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Beteuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, solange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie:

Τυχη, das Zufällige

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
Und handelst wohl, so wie ein andrer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald widerfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Zufällig ist es jedoch nicht, daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite; denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, so wie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen, und die Tyche kann nur bei Vermi-

schung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen, in andere Weltteile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen sein; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher sowie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Lokalität, alles bedingt die Eigentümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam, und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer notwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu tun sei, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich, mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen, bald da- bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Ερως, Liebe

Die bleibt nicht aus! – Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Öde schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Hierunter ist alles begriffen, was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei, nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche miteinander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu frönen, und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen; er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier ist keine Grenze des Irrens: denn der Weg ist ein Irrtum. Nun kommen wir in Gefahr, uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Besonderste angelegt schien, ins Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entscheidenden Wink geben, wie man allein diesem Irrsal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt sich erst, wessen der Dämon fähig sei; er, der selbstständige, selbstsüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Tyche, da oder dort, in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sei; jetzt wird er in seinem Innern gewahr, daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durchs Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweites Wesen, eben wie sich selbst, mit ewiger unzerstörlicher Neigung umfassen könne.

Kaum war dieser Schritt getan, so ist durch freien Entschluß die Freiheit aufgegeben; zwei Seelen sollen sich in einen Leib, zwei Leiber in eine Seele schicken, und indem eine solche Übereinkunft sich einleitet, so tritt, zu wechselseitiger liebevoller Nötigung, noch eine dritte hinzu; Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden, groß ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfnis. Der aus so vielen Gliedern bestehende Körper krankt, gemäß dem irdischen Geschick, an irgendeinem Teile, und anstatt daß er sich im Ganzen freuen sollte, leidet er am Einzelnen, und dem ohngeachtet wird ein solches Verhältnis so wünschenswert als notwendig gefunden. Der Vorteil zieht einen jeden an, und man läßt sich gefallen, die Nachteile zu übernehmen. Familie reiht sich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr, daß auch dem Ganzen fromme, was der Einzelne beschloß, sie macht den Beschluß unwiderruflich durchs Gesetz;

alles, was liebevolle Neigung freiwillig gewährte, wird nun Pflicht, welche tausend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sei, läßt weder Staat noch Kirche noch Herkommen es an Zeremonien fehlen. Alle Teile sehen sich durch die bündigsten Kontrakte, durch die möglichsten Öffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinsten Teil durch Wankelmut und Willkür gefährdet werde.

Αναγκη, Nötigung

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will' und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl diese Strophe weiter; niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu einem solchen Text darreichte, niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweise sich solche Zustände hervorruft, gar mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüt sich gern den Kommentar sittlich und religios zu bilden übernehmen wird.

Ελπις, Hoffnung

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärtge Pforte wird entriegelt;
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt,
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelschlag! und hinter uns Äonen.

Daß Goethe sich bei der Erläuterung der beiden letzten Grundworte, Nötigung und Hoffnung, so kurz faßt, ja genau besehen auf einen Kommentar verzichtet, bedeutet nicht, daß er dazu nicht Gewichtiges zu sagen hätte. Im Gegenteil. Endlichkeit, Bedingtheit, Begrenzung – davon ist ja allenthalben bei ihm die Rede. So etwa in den Maximen und Reflexionen, die er 1809 unter der Überschrift »Aus Ottiliens Tagebuch« in den Roman »Die Wahlverwandtschaften« eingeschoben hat und die wie Randglossen zu diesem Roman selber zu lesen sind:

Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein. Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.

Dem entspringt dann einerseits Entsagung, Selbstbeschränkung, Anerkennung des Gesetzten, und anderseits die kindlichste und am Ende vielleicht schwierigste der Tugenden: »die edle Treiberin, Trösterin Hoffnung«, wie Goethe diese Tugend in seinem frühen Hymnus auf die Phantasie genannt hat. Hoffnung und Phantasie – sie schienen Goethe von jeher nah verwandt. Daß beide auch Täuschungen, Illusionen nähren konnten, er wußte es. Doch war er weit entfernt, sie darum zu verwerfen. Wie hätte er so liebliche Gottheiten als tröstende, anspornende Begleiterinnen von sich weisen sollen? Nur zu frostigen Allegorien sollte man sie ihm nicht verfälschen.
In Goethes unvollendetem Festspiel »Pandoras Wiederkunft«, das in den Jahren 1807/1808 entstand, hat Pandora, die Gattin des Epimetheus, bei ihrem Scheiden eine ihrer Töchter mitgenommen: Elpore, die Hoffnung.

Grausam gefällig steigt sie oft als Morgentraum,
Geschmückt, mit Phosphoros herüber; schmeichelnd fließt
Versprechen ihr vom Munde; kosend naht sie mir
Und schwankt und flieht . . .

Doch ehe die Täuschende, den Morgenstern auf dem Haupte, entflieht, wendet sie in Goethes Dichtung sich den Zuschauern zu und spricht:

Elpore:
Gute Menschen! so ein zartes,
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legten's in den jungen Busen;
Was ihr wollet, was ihr wünschet,

Nimmer kann ich's euch versagen,
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.

Ach! die anderen Dämonen,
Ungemütlich, ungefällig,
Kreischen immerfort dazwischen
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Krähn des Hahns vernehm' ich!
Eilen muß die Morgendliche,
Eilen zu Erwachenden.
Doch so kann ich euch nicht lassen.
Wer will noch was Liebes hören?
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Tosen! welch ein Wühlen!
Ist's der Morgenwelle Brausen?
Schnaubst schon hinter goldnen Toren,
Roßgespann des Helios?
Nein! mir wogt die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünsche stürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen sich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?
Ihr Unruh'gen, Übermüt'gen!
Reichtum wollt ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann euch solches nicht verleihen;
Ihre Gabe, ihre Töne,
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? Der Mächt'ge hat sie.
Wollt ihr Reichtum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt euch! Einfluß? Schleicht nur!
Hoffe niemand solche Güter;
Wer sie will, ergreife sie.

Stille wird's! Doch hör' ich deutlich –
Leis ist mein Gehör – ein seufzend
Lispeln! Still! ein lispelnd Seufzen!
O! das ist der Liebe Ton.
Wende dich zu mir, Geliebter!
Schau' in mir der Süßen, Treuen
Wonnevolles Ebenbild.
Frage mich, wie du sie fragest,
Wenn sie vor dir steht und lächelt
Und die sonst geschloßne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

»Wird sie lieben?« Ja! »Und mich?« Ja!
»Mein sein?« Ja! »Und bleiben?« Ja doch!
»Werden wir uns wiederfinden?«
Ja gewiß! »Treu wiederfinden?
Nimmer scheiden?« Ja doch! ja!
(Sie verhüllt sich und verschwindet, als Echo wiederholend:)
Ja doch! ja!

Hier, in dem Festspiel »Pandoras Wiederkunft« gehört die Hoffnung ganz dem Bereich des Zarten, Lieblichen, Luftigen an. Als letztgenannte der Grundmächte in den »Urworten Orphisch« ist sie wie Eros ein gewaltig beflügeltes Wesen – herniederstürzend die Liebe, aufwärtsreißend die Hoffnung – »Ein Flügelschlag – und hinter uns Äonen!«
Unverkennbar aus dem Umkreis der »Urworte« stammt ein Spruchgedicht, das ebenfalls 1820 in »Kunst und Altertum« zu lesen stand. Der gleiche Achtzeiler wie die Strophe der »Urworte«, und im Schlußreim das letzte Wort der orphischen Hoffnung wiederkehrend: Äonen – Weltalter; nicht im ekstatischen Flug durchmessen, sondern mit Geistesaugen erschaut.

Heut und ewig

Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen spiegelt,
Und jeder selbst sich fühlt als recht und eigen,
Statt sich zu zügeln, nur am andern zügelt;
Da ist's den Lippen besser, daß sie schweigen,
Indes der Geist sich fort und fort beflügelt.
Aus Gestern wird nicht Heute; doch Äonen,
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

XV

»Doch im Innern ist's getan . . .«

Schon einmal, als vom »Lieblichen« in Goethes Wortgebrauch die Rede war, wurden einige der kleinen Gedichte angeführt, die 1821 zu den Idyllen entstanden, die der Maler Tischbein ihm in einem »Musterbuch« zugesandt hatte. Derselbe Zyklus enthält, an entscheidender Stelle, ein für Goethes Alterslyrik charakteristisches und wegweisendes Gedicht. Es schließt an die Beschreibung einer Abschiedsszene an und bezeichnet im Zusammenhang der Bilderfolge den Übergang zum Höheren, Übermenschlichen, demjenigen, was über dem Menschen waltet, zu dem er sich hinaufsehnt, das ihn trägt und emporhebt. Symbolisiert wird dieses Tragende, Erleichternde durch Najaden und Sylphiden, Quellnymphen und Luftgeister. In den Eingangsversen blickt der Dichter auf die bereits behandelten Themen zurück: idyllisch-heroische Natur, einfach nahe Verhältnisse der Freundschaft und Liebe . . .

Was wir froh und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende quält,
Was wir lechzen zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:
Heitre Gegend, groß gebildet,
Jugend-Schritt an Freundes-Brust,
Wechselseitig abgemildet,
Holder Liebe Schmerzens-Lust;
Alles habt ihr nun empfangen,
Irdisch war's und in der Näh';
Sehnsucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
An der Quelle sind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt ihr euch im Baden,
Leichter noch in Himmels-Duft;
Und das Plätschern und das Wallen
Ein und andres zieht euch an;
Lasset Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern ist's getan.

»Doch im Innern ist's getan . . .« Dieses Innere, in dem das Verhallte, das Entschwundene »getan« ist und als wirklich Getanes, Geleistetes bleibt, – dieses Innere heißt bei Goethe auch Herz: »Ins Herz zurück! dort wirst du's besser finden . . .«, heißt auch Gedenken und Erinnern, wie ein früher Zweizeiler es in einem sprichwörtlichen Merkvers zusammenfaßt:

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Daß »zierlich« hier auf Zierde, Schmuck, Schönheit deutet, ist auch schon zur Sprache gekommen.

Alles, was uns als Zierde ansprechen soll, muß gegliedert sein, und zwar im höhern Sinne, daß es aus Teilen bestehe, die sich wechselweise aufeinander beziehen.

Zierliches Denken also ist gegliedertes Denken, bei dem alles sich wechselweise aufeinander bezieht. Dichterisch aber ist dieses zierliche Denken zugleich Gedenken: »süß Erinnern«; wobei auch das Süße in seinem Vollsinn verstanden sein will, die Fülle des Wohlgeschmacks bezeichnend.
»Was für ein seltenes Rohr, Hafis, ist deine Feder! Sie traget Früchte süß wie Honig und wie Zucker«, heißt es in einem Ghasel des Hafis; und Goethe beschließt das »Buch des Sängers« in seinem »West-östlichen Divan« mit dem Vierzeiler:

Tut ein Schilf sich doch hervor,
Welten zu versüßen!
Möge meinem Schreibe-Rohr
Liebliches entfließen!

Das Liebliche aller Erinnerung, alles dessen, was im Innern getan ist und bleibt.
Wenden wir uns aber noch einmal zurück zu den anfangs zitierten Versen aus dem Kommentar zu Tischbeins Idyllen:

Alles habt ihr nun empfangen,
Irdisch war's und in der Näh';
Sehnsucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.

An der Quelle sind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt ihr euch im Baden,
Leichter noch in Himmels-Duft . . .

Vom Baden ist in Goethes Dichtung an vielen Stellen die Rede. Er war selber ein leidenschaftlicher Schwimmer, der das Wasser immer als ein Element der Verjüngung und Erneuerung empfunden und geschildert hat – am herrlichsten in dem Festspiel »Pandoras Wiederkunft«, wo der von seinem Vater Prometheus zum Sühnetod im Meer verurteilte Phileros sich vom Felsen »in die nachtumhüllten Fluten« stürzt, nicht aber den Tod dort findet, sondern erneuert als ein Schaumgeborner dem Ufer zustrebt und, es betretend, alles ringsum zu einem dionysischen Freudenfest erweckt.
Ähnliches ereignet sich im Zweiten Teil des Faust, in der »Klassischen Walpurgisnacht«, wo Homunkulus, das künstliche Menschlein in seiner Phiole, sich ins Meer wirft, um in der Lebensfeuchte an Galatheas Muschelthron funkelnd zu zerschellen.
Das Wasser in Goethes Dichtung ist immer Ursprung, und dadurch verjüngend, wie Chisers Quell in der orientalischen Sage. Sehr schön spricht dies ein Vierzeiler der Spruchgedichte aus, die Goethe unter den Stichworten »Gott, Gemüt und Welt« vereinigt hat:

Ich wandle auf weiter, bunter Flur
Ursprünglicher Natur;
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Ist Überlieferung, ist Gnade.

Man muß es freilich hören, wie hier dem »ur-sprünglich« des zweiten Verses der »holde Born« des dritten entspringt, und dem nachsinnen, daß Überlieferung, Tradition sich für Goethe als Gnadengabe aus belebend fortsprudelndem Quell speist.
Unter Goethes Gedichten zur Naturkunde, von denen aus der Zeit, da er klassische Maße verwendete, die beiden Lehrgedichte über die Metamorphose der Pflanzen und der Tiere erwähnt seien, bezeichnet die späte Trilogie über das meteorologische Phänomen der Wolkenbildung die höchste Stufe der Durchdringung von Lyrischem und didaktisch Spruchhaftem.
Die Trilogie beginnt mit einem kurzen spruchartigen Gedicht, »Atmosphäre« überschrieben, dessen erste Strophe einem naiven, von der Überfülle der Erscheinungen überwältigten Betrachter in den Mund gelegt wird:

»Die Welt, sie ist so groß und breit,
Der Himmel auch so hehr und weit,
Ich muß das alles mit Augen fassen,
Will sich aber nicht recht denken lassen.«

Die unübersichtliche Fülle und Breite in den einzelnen Naturbereichen begrifflich-anschaulich zu gliedern und so überschaubar zu machen, war ein frühestes Bedürfnis von Goethes Naturbetrachtung; da hier wie überall, seiner Überzeugung nach, »derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu können«. Das gleiche Verhalten empfiehlt die Antwortstrophe:

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterscheiden und dann verbinden;
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterschied.

Mit dem Manne, der Wolken unterschied, ist der englische Naturwissenschaftler Luke Howard gemeint, der 1803 in einem »Essay on modification of clouds« als erster vier Wolkengestalten unterschieden und benannt hatte: Stratus, Cumulus, Cirrus und Nimbus – Streifen- oder Schichtwolke, Haufenwolke, Faden- oder Flockenwolke, und zuletzt die Sturm- und Gewitterwolke.

Wenn ich nun diese Howardische Terminologie und die von ihm selbst ausgehende kurze belehrende Darstellung mir zu eigen machte, sogleich aber wieder an die Natur ging und die verschiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden suchte; so mußte ich auch hier bei meiner alten Art verbleiben, die mich nötigt, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Übergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten. Denn dadurch gelangte ich ganz allein zur lebendigen Übersicht, aus welcher ein Begriff sich bildet, der sodann in aufsteigender Linie der Idee begegnen wird.

In dem nun folgenden Gedicht zu »Howards Ehrengedächtnis«, das 1820/22 entstand, wird in der Eingangsstrophe die indische Gottheit Camarupa, »der nach Belieben sich Verwandelnde«, genannt, dem auch die Wolken in ihrer wechselnden Gestaltung unterworfen sind.

In der zweiten Strophe wird sodann die Funktion der menschlichen Einbildungskraft vorgetragen, welche nach eingebornem Trieb allem ungebildeten Zufälligen jederzeit irgendeine notwendige Bildung zu geben trachtet, welches wir denn auch daran erkennen, daß sie sich die Wolken gern als Tiere, streitende Heere, Festungen und dergleichen denkt, wie solches Shakespeare einigemal glücklich benutzt hat. Die gleiche Operation nehmen wir an fleckigen Mauern und Wänden öfters vor und glauben da und dort wo nicht regelmäßige Gestalten, doch Zerrbilder zu erblicken. Zugleich wird auf »Megha Dhuta«, den Wolkenboten, angespielt, indem dieses herrliche indische Gedicht des Kalidasa in allen seinen Teilen hierher gehört.
Und so wird denn in der dritten Strophe, damit nichts vermißt werde, Howards Name ausgesprochen, und sein Verdienst anerkannt, daß er eine Terminologie festgestellt, an die wir uns beim Einteilen und Beschreiben atmosphärischer Phänomene durchaus halten können.
Diese Benennungsweise nun ist angekündigt und ausgesprochen in der vorletzten Zeile, wie folgt:

Wie Streife steigt	Sich ballt	Zerflattert	Fällt
Stratus	Cumulus	Cirrus	Nimbus

Die gleichen oder verwandte Wörter kehren in den anschließenden, den einzelnen Wolkengestalten gewidmeten Strophen wieder, die doch alle zusammen einen einzigen kontinuierlichen Verlauf des Aufsteigens, Sich-Verdichtens, Sich-Lösens und Wieder-Hinabgezogen-Werdens beschreiben, der im letzten Vers noch einmal sich hinaufwärts umkehrt.

Howards Ehrengedächtnis

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend wandelt leicht und schwer,
Des Schleiers Falten sammelt, sie zerstreut,
Am Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum,
Da staunen wir und traun dem Auge kaum;

Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft;

Da droht ein Leu, dort wogt ein Elefant,
Kameles Hals, zum Drachen umgewandt,
Ein Heer zieht an, doch triumphiert es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht;
Der treuste Wolkenbote selbst zerstiebt,
Eh' er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn.
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest;
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! – Sei die Ehre dein! –
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar deiner sich die Welt.

Stratus

Wenn von dem stillen Wasserspiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erscheins vereint,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir alle, das gestehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt sich's wohl am Berge, sammlend breit
An Streife Streifen, so umdüstert's weit
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wässert, oder luftig steigt.

Cumulus

Und wenn darauf zu höhrer Atmosphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum herrlichsten geballt,
Verkündet, festgebildet, Machtgewalt,
Und, was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, so es unten bebt.

Cirrus

Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein tripplend, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entstand,
Dem *Vater* oben still in Schoß und Hand.

Nimbus

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen, was sich hoch geballt,
In Donnerwettern wütend sich ergehn,
Heerscharen gleich entrollen und verwehn! –
Der Erde tätig-leidendes Geschick! –
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn sie beschreibt,
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Doch damit nicht genug; es folgt noch, als drittes Stück, abermals ein kleines Spruchgedicht, in welchem Goethe das Thema vom Unterscheiden und Verbinden des Vorspruchs wieder aufnimmt, diesmal den Akzent nicht auf das Unterscheiden legend, wonach alles in seinem besonderen Charakter erfaßt wird, sondern, vor allem im Hinblick auf die Tätigkeit des Künstlers, des Dichters, die Aufmerksamkeit wieder auf die Übergänge lenkend. »Wohl zu merken« hat Goethe diese abschließenden Strophen des kleinen Zyklus überschrieben.

Und wenn wir unterschieden haben,
Dann müssen wir lebendige Gaben
Dem Abgesonderten wieder verleihn
Und uns eines Folge-Lebens erfreun.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit Howards Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend spät
Die Atmosphäre prüfend schaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm erteilen luftige Welten
Das Übergängliche, das Milde,
Daß er es fasse, fühle, bilde.

»Das Übergängliche, das Milde . . .« mit welchen Worten Goethe hier auf das anspielt, was er in anderen Naturbereichen, in der Gesteinslehre, der Botanik und Zoologie, als Zwischenstufe bezeichnet hat – die Stelle, an der eines sich in ein anderes verwandelt, das Moment des Übergangs, ohne welches die Natur nicht der große Zusammenhang wäre, als der sie ihm erscheint.
Etwa zwei Jahre früher als »Howards Ehrengedächtnis« entstand eine Strophenfolge, die als fernsten Gegenpol zu den luftigen Phänomenen der Witterungslehre die Gesteinswelt zum Gegenstand hat. Auch sie ist an eine Person gerichtet, die sie jedoch vorläufig weder lesen noch verstehen konnte: an Goethes ersten Enkel Walter Wolfgang, der am 9. April 1821 in Weimar geboren wurde. Aus diesem Anlaß schrieb Goethe ein Gedicht, das dann als Einzeldruck auf einem Quartfaltblatt an die Taufrunde im Hause am Frauenplan verteilt wurde: »Den frischen Ankömmling Wolfgang von Goethe begrüßt, belehrt und verbündet eine Gesellschaft Mineralogen, den 21. April 1818«. Ab 1827, unter den »Denk- und Sendeblättern« im vierten Band der »Ausgabe letzter Hand«, trägt das Gedicht dann die Überschrift »Wiegenlied, dem jungen Mineralogen Wolfgang von Goethe«: neun paarweis gereimte Strophen in leichtfüßig sich wiegenden Daktylen, deren letztes Reimwort jeweils »Stein« lautet.
Goethe stellt sich, als schriebe er Kinderbuchverse, und unversehens begegnet uns doch in der großgefaßten vorletzten Strophe, mit ihren hörbar nachdrücklicheren Versen, wieder das Thema des Trennens und Vereinens, hier als der Grundrhythmus der wirkenden Schöpferkraft selber.
Die in der Eingangszeile erwähnten Singenden dürften die das Kind in Schlummer wiegenden Frauen sein, während Vater und Großvater, mit den mineralogischen Freunden zur Wiege hereintretend, sich an den Wachenden wenden.

Singen sie Blumen der kindlichen Ruh,
Käfer und Vögel und Tierchen dazu;
Aber du wachest, wir treten herein,
Bringen was Ruhiges, bringen den Stein.

Steinchen, die bunten, ein lustiges Spiel!
Was man auch würfe und wie es auch fiel'.
Kindischen Händchen entschnickt sich so fein
Knöchlein und Bohnen und Edelgestein.

Knabe, du siehest nun Steine behaun,
Ordnend sich fügen, zu Häusern sich baun.
Wohl! du verwunderst dich, stimmest mit ein:
Das ist wahrhaftig ein nützlicher Stein!

Spielst du mit Schussern, das Kügelchen rollt,
Dreht sich zur Grube, so wie du gewollt,
Läufest begierig auch hinter ihm drein –
Das ist fürwahr wohl ein lustiger Stein!

Steinchen um Steinchen verzettelt die Welt,
Wissende haben's zusammengestellt;
Trittst du begierig zu Sälen herein,
Siehst du zuerst nicht den Stein vor dem Stein.

Doch unterscheidest und merkest genau:
Dieser ist rot, und ein andrer ist blau,
Einer, der klärste, von Farben so rein,
Farbig erblitzet der edelste Stein.

Aber die Säulchen, wer schliff sie so glatt,
Spitzte sie, schärfte sie glänzend und matt?
Schau in die Klüfte des Berges hinein:
Ruhig entwickelt sich Stein aus Gestein.

Ewig natürlich bewegende Kraft
Göttlich gesetzlich entbindet und schafft;
Trennendes Leben, im Leben Verein,
Oben die Geister und unten der Stein.

Nun, wie es Vater und Ahn dir erprobt,
Gott und Natur und das All ist gelobt!
Komme! der Stiftende führet dich ein,
Unserem Ringe willkommener Stein!

Als am 3. September 1825 die Residenzstadt Weimar die Fünfzigjahrfeier der Regierung des nunmehrigen Großherzogs Carl August beging, traf man allerlei festliche Zurüstungen. Unter anderem wurde Goethes Haus am Frauenplan mit symbolischen Gemälden geschmückt, die, von grünen Gewinden umgeben, die Künste und Wissenschaften versinnbildlichten. Goethe ließ nach diesen Darstellungen später kleine kolorierte Stiche anfertigen, die er mit begleitenden Versen an Freunde zu verschenken pflegte. Eines dieser »symbolischen Bildchen« zeigt, in kindlicher Gestalt, einen schwebenden Genius über der Erdkugel, »mit der einen Hand nach oben, mit der andern nach unten deutend«. Die Worte des Gedichtes sind dem geflügelten Kinde selber in den Mund gelegt.

Zwischen Oben, zwischen Unten
Schweb' ich hin zu muntrer Schau,
Ich ergötze mich am Bunten,
Ich erquicke mich im Blau.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Luftiger Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß.

»Zwischen Oben, zwischen Unten« – Die ungewohnte und wunderliche Verdoppelung der Präposition dient hier wohl dazu, den Schwebezustand des Zwischen als den einer Polarität zu unterstreichen. Daß der Genius zwischen Himmel und Erde, zwischen Tag und Nacht als ein Kind dargestellt ist, deutet auf ein Grundmotiv Goethes, wonach Kind und Stern, Kindersinn und Sternenhimmel, Andacht und die Pracht der Himmelserscheinungen für ihn seit eh und je zusammengehören. Am vollkommensten vielleicht spricht dies ein im Februar 1818 entstandenes Gedicht aus, das zu Goethes seltsamsten gehört.

Ein wundersamer Zustand bei hehrem Mondenschein brachte mir das Lied »Um Mitternacht«, welches mir desto lieber und werter ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte . . .

Das Gedicht war ihm zeitlebens eines seiner liebsten: »ein Lebenslied« nannte er es gerne, »das sein Verhältnis zu mir nicht verloren hat; es ist von mir noch ein lebendiger Teil und lebt mit mir fort.«

Um Mitternacht

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finstere drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künftige schlang;
Um Mitternacht.

Den 15. Mai 1820 weilt Goethe, wie schon in den Vorjahren, wieder einmal zur Kur in Böhmen, in Karlsbad. Das Tagebuch vermerkt: »Vorfeier zu des Landespatrons Johannes von Nepomuk morgendem Fest.« Und an dem darauf folgenden 19. Mai liest man dort: »Abends für mich. Schimmernde Lichtchen zu Ehren des heiligen Nepomuks, der Heilige illuminiert. Gesang auf der Brücke.«
Der heilige Nepomuk war im 14. Jahrhundert der Beichtvater der Königin Johanna von Böhmen gewesen. Als deren Gemahl, König Wenzel IV., der Johanna der Untreu verdächtigte, ihn durch die Folter zur Preisgabe des Beichtgeheimnisses zwingen wollte, blieb Nepomuk standhaft. Zuletzt ließ der König ihn von der Karlsbrücke in Prag in die Moldau stürzen. Sein Leichnam soll, den Fluß herabtreibend, von wunderbaren Lichtern oder Sternen begleitet gewesen sein, die seine Verklärung anzeigten und auch zu seiner Auffindung führten. – Am Vorabend seines Festes setzen Kinder angezündete Kerzen, mit einem durchscheinenden Windschutz aus Papier, aufs Wasser und lassen sie

flußabwärts treiben, während vor der Statue des Heiligen die sogenannten Johannesandachten gesungen werden. Obwohl in Karlsbad geschrieben, gibt das Gedicht doch in seiner ersten Strophe gleich zu erkennen, daß wir uns nach Prag an die Moldau versetzt denken sollen.

St. Nepomuks Vorabend

Lichtlein schwimmen auf dem Strome,
Kinder singen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein schwinden, Sterne schwinden;
Also löste sich die Seele
Unsres Heil'gen, nicht verkünden
Durft' er anvertraute Fehle.

Lichtlein, schwimmet! Spielt, ihr Kinder!
Kinder-Chor, o singe, singe!
Und verkündiget nicht minder,
Was den Stern zu Sternen bringe.

»Nicht verkünden durft' er anvertraute Fehle« – Damit ist auf das Schweigen des Heiligen gedeutet, der lieber den Tod erleiden wollte als das Geheimnis der Beichte verletzen. Auf dies bewahrte Schweigen deuten auch die beiden letzten, so wunderlich rätselhaft klingenden Zeilen:

Und verkündiget nicht minder,
Was den Stern zu Sternen bringe.

Der heilige Nepomuk wird häufig mit einem Kranz von fünf Sternen um das Haupt dargestellt. In jeden dieser Sterne ist ein Buchstabe eingeschrieben zu denken, die zusammen das lateinische Wort TACUI *(ich habe geschwiegen) bilden. Nicht minder als die stromabwärts treibenden Lichtlein sollen auch die Kinder auf der Brücke in ihrem Lied das verkünden, was Sankt Nepomuk zum Sternenkranz der Heiligkeit verhalf: das pflichtgetreu bewahrte Schweigen über ein anvertrautes Geheimnis.*
»Unsern Heiligen« nennt das Gedicht ihn; denn Schweigen und Vertrauen, Vertrauen und Schweigen – das gehört für Goethe als ein zwischen Menschen

Grundlegendes zusammen. Das Gedicht wurde wenige Tage später dem Freunde und Komponisten Zelter in Berlin als Abschiedsgruß von Karlsbad zugesandt, den Goethe in dem Begleitbrief aufforderte, es mit Liebe zu entziffern oder auch zu beziffern, das heißt: in Noten zu setzen. Zelter antwortete am 2. Juni:

»Das liebe Nepomukchen hat sich auf der Stelle wollen absingen lassen. So lege ich's bei, und laß Dir's gelegentlich hübsch kindlich fromm und fließend vortragen, ohne Eile und ohne Schleppe.«

Goethe antwortet am 6. Juni und dankt zum allerschönsten für den singbar zurückkehrenden Heiligen, auf welchen Zelter in einem Brief vom 14. Juni noch einmal zu sprechen kommt:

»Da ich immerfort Dich in Gedanken habe und mir Dein Weben und Leben wie ein Faden, wie eine schwingende klingende Saite vor der Seele schwebt, so sprang mir das Nepomukchen sogleich entgegen: ich fand mich in Prag auf der Schützen-Insel; die schöne Brücke vor mir, dazwischen den sanften Strom, der tausend Schiffchen mit hellen Kerzen trägt; das Frohlocken der Kinder, das Gebimmel und Getön der Glocken und der ruhige Gedanke: daß mitten in dem poetischen Wirr- und Irrwesen die Wahrheit ruht, wie ein schlafendes Kind – und das Stückchen stand vor mir.«

Lichtlein schwimmen auf dem Strome,
Kinder singen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein schwinden, Sterne schwinden;
Also löste sich die Seele
Unsres Heil'gen, nicht verkünden
Durft' er anvertraute Fehle.

Lichtlein, schwimmet! Spielt, ihr Kinder!
Kinder-Chor, o singe, singe!
Und verkündiget nicht minder,
Was den Stern zu Sternen bringe.

XVI

Nachbemerkung

Die einzelnen Kapitel oder Lektionen dieses Lesebuches, die für den Druck überarbeitet und um das achte Kapitel vermehrt wurden, waren ursprünglich Bestandteile einer Sendereihe der Literarischen Abteilung des Bayerischen Rundfunks, die in den Monaten Februar bis April 1979 zu hören war, als weiterführende Ergänzung zu den drei Sendereihen »Goethes Leben und Welt in Briefen« während der Wintermonate 1976 bis 1978. Ähnlich wie in dieser seither als Buch vorliegenden Biographie in Briefen ist auch bei dieser Gedichtauswahl jedes in sich selbständige Kapitel so angelegt, daß es einen Bogen schlägt, ein Thema umkreist, ein signifikantes Bild- oder Formereignis ausgrenzt. Die Chronologie der Entstehung und Veröffentlichung der Gedichte wurde als Gerüst berücksichtigt, doch konnten zeitliche Gesichtpunkte allein nicht leitend sein. Leitend war vielmehr das Bestreben, die Texte so zu präsentieren, daß jedesmal die Fülle und Spannung der Aussagekräfte, der Gestaltereignungen für Auge und Ohr sich unmittelbar sinnfällig entfaltete. Die Begleittexte des Herausgebers wollten den Gedichten so wenig wie möglich dreinreden. Marginalien eines Lesers und Liebhabers, sind sie nur als Auskünfte, Winke, knappe Verständnishilfen gedacht.

Dieses Buch ist keine Sammlung der schönsten Goethe-Gedichte. Wichtige, unvergleichliche Stücke fehlen; von denen nur genannt seien: »Lilis Park«, »Warum gabst du uns die tiefen Blicke . . .«, »Harzreise im Winter«, »Ilmenau«, »Das Tagebuch«, »Paria«, »Trilogie der Leidenschaft«, »Schillers Reliquien«. Von jedem dieser Gedichte aus hätte sich ein zusätzliches Kapitel entwerfen lassen. Doch wäre dies der beabsichtigten Anschaulichkeit eher abträglich gewesen. Dieser zuliebe hat man sich auch auf die Lyrik beschränkt, unter jeweils sich wohl rechtfertigender Einbeziehung einiger Stücke aus den Theaterreden, dem Faust, dem Festspiel »Pandoras Wiederkunft« – Beispiele jedesmal jener »höchsten Rhetorik«, als welche Goethe im Alter die lyrische Dichtart in seinem Vorwort zu einer 1827 in Jena gedruckten Ausgabe der »Opere poetiche« Alessandro Manzonis dort gekennzeichnet hat, wo er darauf zu sprechen kommt . . .

. . . daß das Geschäft der lyrischen Poesie von dem der epischen und dramatischen völlig verschieden sei. Denn diese machen sich zur Pflicht, entweder erzählend oder darstellend den Verlauf einer gewis-

sen Handlung dem Hörer und Schauer vorzuführen, so daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, sondern sich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe. Der lyrische Dichter dagegen soll irgendeinen Gegenstand, einen Zustand oder auch einen Hergang irgendeines bedeutenden Ereignisses dergestalt vortragen, daß der Hörer vollkommen Anteil daran nehme und, verstrickt durch einen solchen Vortrag, sich wie in einem Netze gefangen unmittelbar teilnehmend fühle. Und in diesem Sinne dürfen wir wohl die Lyrik die höchste Rhetorik nennen, die aber wegen der in *einem* Dichter kaum sich zusammenfindenden Eigenschaften höchst selten in dem Gebiete der Ästhetik hervortritt.

Wenn nun Goethe dem von ihm geschätzten und in seinem Werdegang aufmerksam verfolgten Manzoni diese Eigenschaften in so hohem Grade wie keinem anderen unter den ihm bekannten Modernen zuerkennt, so fühlt man sich doch gedrungen, ihm selber diese Eigentümlichkeit in gesteigertem Maße zuzuschreiben; was zu tun er seinerseits, mit unumwundener Naivität des Selbstgefühls, sich nicht gescheut hat, als er ein Jahr zuvor in seiner Hauszeitschrift »Über Kunst und Altertum« die Übersetzung einer Rezension aus dem »Globe« einrückte, in der Jean-Jacques Ampère, der Sohn des bekannten Physikers, eine französische Ausgabe von Goethes dramatischen Werken ausführlich gewürdigt hatte.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werthers in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntnis dorthin gekommen.

»An der Langsamkeit, mit welcher Goethes Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtenteils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes schuld, die Originalität. Alles, was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besonderen Mannes oder einer Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie gibt, bis zum Übermaß treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit *einem*

Anlauf getan, man muß es für eine jedes seiner Werke erneuern, denn alle sind in einem verschiedenen Geist verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannichfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Ärgernis geben; aber diese Mannichfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister, die sich genug erhoben, um es zu begreifen, kräftig genug sind, ihm zu folgen.

Es gibt Menschen, deren stark ausgesprochener Charakter uns anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an gerade um der Eigenschaften willen, die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters; sie gewinnen, wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studieren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich selbst, man errät oft so wenig, wo er hinaus will, er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, ebenso wenig literarische Vorurteile haben muß als er selbst, und vielleicht fände man ebenso schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der wie er sie alle unter die Füße getreten hätte.

Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo jeder sich beeilt, über das zu spotten, was er nicht begreift, aus Furcht, ein anderer möge vor ihm darüber spotten, in einem Publikum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist, ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nötig ist, um den Wert einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken, daß sie fremd ist, und das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen, der Eitelkeit nicht zu verstehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen.«

Das ist so verständnisvoll einsichtig wie unverändert beherzigenswert gesprochen. Das liest sich, als hätte so viel sich seither eigentlich nicht geändert, und als wären auch wir dem Phänomen Goethe und der Mannigfaltigkeit seiner Hervorbringungen gegenüber großenteils renitente Franzosen geblieben. Nicht übersehen sollte man freilich, daß diese auf keinen Nenner zu bringende Originalität, die ihn, eigenem Geständnis nach, »immerfort aus einem Extrem in das andere warf«, Goethe selber von früh auf zu schaffen gemacht hat und daß er erst spät dazu gelangte, sich über seine Natur einige Klarheit zu verschaffen. Unschätzbar, doch kaum sehr bekannt geworden, ist hier ein Text, der sich unter den Papieren aus jener Zeit gefunden hat, als Goethe auf seiner dritten Schweizer Reise sich im August 1797 in Frankfurt aufhielt: eine Charakteristik, dem Sekretär Geist in die Feder diktiert, undatiert, unkorrigiert. Der mit bemerkenswerter Kühle kritisch-sachlich Geschilderte ist, allen Indizien nach, niemand anders als der Diktierende selbst, der hier eine Summe seiner Existenz als Dichter, Künstler, Forscher und Beamter zieht:

Immer tätiger, nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz; hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden, und da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen gerichtet entgegenwirken: daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat. Da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen. In den bildenden Künsten arbeitete er so lange, bis er sich den Begriff sowohl der Gegenstände als der Behandlung eigen machte und auf den Standpunkt gelangte, wo er sie zugleich übersehen und seine Unfähigkeit dazu einsehen konnte; seine teilnehmende Betrachtung ist dadurch erst rein geworden. Im Geschäftlichen ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgend eine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterweges immer etwas Gebildetes erscheint. Bei Hindernissen hat er keine Biegsamkeit; aber er gibt nach oder er widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Überzeugung oder seine Stimmung es ihm im Augen-

blicke gebieten. Er kann alles geschehen lassen, was geschieht und was Bedürfnis, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen. Seitdem er hat einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geistes, der sie behandelt, als auf die Gegenstände selbst ankommt, seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges, unbestimmtes Streben war, hat er dieser Geistestätigkeit nicht entsagt, sondern sie nur mehr reguliert und lieber gewonnen; so wie er jenen andern beiden Tendenzen, die ihm teils habituell teils durch Verhältnisse unerläßlich geworden, sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtsein und in der Beschränkung, die er kennt, gelegentlich ausübt; um so mehr, da das, was *eine* Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden andern zustatten kommt. Den besondern Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen andere bezeichnen; leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt, und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften; er darf nicht lesen, ohne durch das Buch gestimmt zu werden; er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, tätig dagegenzuwirken und etwas Ähnliches hervorzubringen strebt.

»Poetischer Bildungstrieb« als der Mittelpunkt und die Basis seiner Existenz – meinte Goethe nicht schon 1774 das gleiche, wenn er in dem eingangs zitierten Brief an Jacobi »allen Schreibens Anfang und Ende« zu bestimmen suchte als »die Reproduktion der Welt um mich, durch die innre Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigner Form wieder hinstellt«?
Über die mit seinem poetischen Talent verbundene besondere Reizbarkeit vermerkt Goethe an anderer Stelle, er habe gegen die Dichtkunst von jeher »ein eignes wundersames Verhältnis, das bloß praktisch war«, besessen . . .

. . . indem ich einen Gegenstand, der mich ergriff, ein Muster, das mich aufregte, einen Vorgänger, der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als

mein angesehen werden mochte und das ich, nachdem ich es jahrelang im stillen ausgebildet, endlich auf einmal, gleichsam aus dem Stegreife und gewissermaßen instinktartig, auf das Papier fixierte. Daher denn die Lebhaftigkeit und Wirksamkeit meiner Produktionen sich ableiten mag.

Mannigfaltigkeit, Lebhaftigkeit, Wirksamkeit, alle in einem Zentrum gründend und aus diesem sich entfaltend; worüber Goethe sich einmal, beiläufig fast, doch mit Entschiedenheit, vernehmen ließ, als er 1816 gegen das Ansinnen, seine Schriften in chronologischer Folge herauszugeben, sich mit der Bemerkung verwahrte, diese Schriften seien »Erzeugnisse eines Talents, das sich nicht stufenweis entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkte sich nach allen Seiten hin versucht«.
Daher denn einerseits der oft bemerkte Eklektizismus seines Werkes: »Ein Eklektiker ist ein jeder, der aus dem, was ihn umgibt, aus dem, was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet, was seiner Natur gemäß ist.« Daher anderseits, und im Verein damit, die »Gegenwirkung des Innern nach außen«, das Unverwüstliche der Entelechie, »die nichts aufnimmt, ohne sich's durch eigene Zutat anzueignen«.

Nun töne, Lied, mit eignem Feuer!
Denn du bist älter, du bist neuer.

ANHANG

Daß die Begleittexte dieses Lesebuchs vieles, ja das meiste den Kommentaren, Erläuterungen und Anmerkungen älterer und neuerer Werkausgaben Goethes sowie zahlreichen Veröffentlichungen der Goethe-Forschung verdanken, versteht sich von selbst. Dienlich waren in häufigen Einzelfällen Heinrich Düntzers »Erläuterungen«, Ernst Beutlers fortlaufender Kommentar zum »West-östlichen Divan« und vor allen anderen die Anmerkungen von Erich Trunz zu den Einzelbänden der »Hamburger Ausgabe«. Die Anregung zu dem Kapitel VII und den größten Teil seiner Beispiele verdankt der Herausgeber einem Aufsatz von Gerhard Neumann: »Liebliches. Ein Beispiel für Goethes Wortgebrauch« (in: Euphorion, Band 63, 1969, 66 ff.; wiederabgedruckt in: Interpretationen zum West-östlichen Divan Goethes, hrsg. von Edgar Lohner, Darmstadt 1973, 147 ff.).
Wenn ein Gedicht oder Prosatext in der »Hamburger Ausgabe« enthalten ist, wird in der Regel auf diese verwiesen; sonst meist auf die Cotta-Ausgabe. Bei dem »West-östlichen-Divan« wurden im Hinblick auf die Textgestalt auch die Ausgaben von Ernst Grumach (Akademie Verlag, Berlin 1952) und von Hans Albert Maier (Max Niemeyer, Tübingen 1965) herangezogen.
Bei den einzelnen Nachweisen wurden folgende Kürzel verwendet:

BHA: J. W. von Goethe, Briefe, Hamburger Ausgabe, hrsg. von Karl Robert Mandelkow und Bodo Morawe, 4 Bde., Wegner, Hamburg; jetzt Beck, München

BHAan: Briefe an Goethe, Hamburger Ausgabe, hrsg. von Karl Robert Mandelkow, 2 Bde., Wegner, Hamburg; jetzt Beck, München

BZelt: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, hrsg. von F. W. Riemer, 6 Bde., Berlin 1834

Beutler: Goethe, West-östlicher Divan, hrsg. und erl. von Ernst Beutler, Sammlung Dieterich 125, Leipzig 1943

Düntzer: Goethe's lyrische Gedichte, erläutert von Heinrich Düntzer, Leipzig, ^{3}1897/98

Eckerm: Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 12. Originalaufl., hrsg. von H. H. Houben, Leipzig 1911

GJB: Goethe-Jahrbuch

GW: J. W. von Goethe, Gesamtausgabe der Werke und Schriften, 22 Bde., Cotta, Stuttgart

George: Stefan, Der Teppich des Lebens und Die Lieder von Traum und Tod, Berlin, [11]1923

HA: J. W. von Goethe, Werke, Hamburger Ausgabe, hrsg. von Erich Trunz, 14 Bde., Wegner, Hamburg; jetzt Beck, München

jG: Der junge Goethe, Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung, hrsg. von Eugen Wolff, Oldenburg und Leipzig (1907)

Knebel: K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel, hrsg. von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt, 3 Bde., Leipzig 1835/36

Max: Goethe, Maximen und Reflexionen, hrsg. von Max Hecker, Schriften der Goethe-Gesellschaft 21, Weimar 1907

Müller: Kanzler von Müller, Unterhaltungen mit Goethe, krit. Ausg. von Ernst Grumach, Weimar 1956

Tischbein: Johann Wolfgang Goethe, Wilhelm Tischbeins Idyllen, hrsg. von Herbert Wolfgang Keiser, Bruckmann, München 1970

Weiß: Konrad, Gedichte 1914-1939, Kösel, München 1961

I

5: HA I, 144 ff. – *8*: HA II, 165. – *9*: HA I, 149 ff. – *12*: George 65. – *13*: GW I, 591 f. – *14*: Max Nr. 78; HA I, 326. – *15*: GW I, 1283; Müller 282. – *16*: HA II, 16. – *17*: Weiß 656; BHA I, 166.

II

19: HA I, 18. – *20*: HA I, 121 f. – *21*: HA I, 142, 533. – *22*: HA I, 129 f. – *24*: HA VIII, 317. – *25*: GW I, 66 f. – *26*: HA II, 202. – *27*: HA II, 97 ff. – *29*: HA I, 389. – *30*: HA I, 391.

III

31: HA I, 22, 23 f. – *33*: HA I, 32. – *35*: HA I, 33 ff. – *36*: HA I, 86 f. – *37*: jG 133 ff. – *41*: HA I, 46 f. – *42*: HA I, 47 f. – *43*: HA I, 134. – *44*: HA I, 103 f., 49 f. – *46*: HA I, 147 ff.

IV

49: HA XI, 423, 426 f. – *50*: HA I, 235 ff. – *52*: HA I, 237, 272 f. – *53*: HA I, 237 ff. – *55*: HA I, 165 ff. – *57*: HA I, 167 ff. – *59*: HA I, 254 f.

V

60: BHAan I, 225 f. – *61*: HA I, 185 ff. – *65*: HA V, 354 f. – *66*: HA V, 356 f. – *67*: HA V, 348 ff.

VI

70: GW III, 1231 f. – *72*: HA I, 577. – *75*: BHA II, 389; HA I, 190 ff.

VII

78: HA I, 81. – *79*: GW I, 1092; HA I, 85. – *80*: HA I, 81 f. – *82*: HA I, 265 f. – *83*: Düntzer 5/6, 355. – *84*: HA I, 273 ff. – *87*: GW XIX, 363; HA I, 288 f. – *89*: HA I, 282 f. – *91*: HA I, 286 f. – *92*: HA I, 290. – *93*: GW I, 477.

VIII

94: Düntzer 5/6, 392; HA I, 82. – *95*: GW I, 622. – *96*: HA I, 607 f. – *97*: HA I, 242 f; GW VIII, 1229. – *98*: GW III, 1253 ff. – *102*: Beutler 548 f.; HA II, 60 f. – *104*: GW I, 610 ff. – *106*: GW XV, 1161. – *107*: GW XV, 1086.

IX

110: HA II, 14. – *111*: GW XII, 15; Tischbein 9; HA II, 35, 87, 24. – *112*: HA II, 25. – *113*: HA III, 340. – *114*: Tischbein 9 f. – *115*: Tischbein 20 f. – *117*: GW III, 1264 ff. – *118*: GW I, 985.

X

119: HA IX, 580 f. – *120*: HA III, 25; GW III, 796, I, 717. – *121*: HA IX, 578, III, 288, 287 f. – *122*: GW I, 79, 90 f. – *124*: GW I, 101 ff. – *126*: GW I, 601. – *127*: HA II, 16 f. – *128*: HA II, 9; GW I, 513 f. – *129*: GW I, 511. – *130*: HA II, 44. – *131*: GW I, 1107; HA II, 54; GW I, 1125. – *132*: GW I, 1126 f. – *133*: HA II, 47 f., 52, 55.

XI

134: HA I, 36 ff. – *141*: GW I, 235 f. – *143*: HA I, 294 f. – *144*: HA I, 295 f. – *145*: HA I, 298 f. – *147*: HA I, 301 f. – *148*: HA I, 376 f.

XII

151: HA II, 87 f. – *152*: HA II, 62. – *153*: HA II, 63 f. – *155*: HA II, 66, 64 f. – *156*: HA II, 67. – *157*: HA II, 77 f. – *158*: HA II, 80. – *159*: HA II, 83 f. – *160*: HA II, 79 f. – *161*: HA II, 82. – *162*: HA II, 74 f. – *163*: HA II, 81 f., 125.

XIII

165: HA II, 107. – *166*: HA II, 110 f. – *167*: BZelt III, 826. – *168*: HA

II, 111 f. – *169*: HA II, 112 ff. – *172*: HA II, 115; Beutler 761. – *173*: HA II, 117 ff. – *176*: HA II, 120.

XIV

177: Knebel I, 83 f. – *178*: HA I, 359 f. – *180*: HA I, 403 ff. – *185*: HA VI, 897; HA V, 356, 343 ff. – *187*: HA I, 585.

XV

188: Tischbein 17. – *189*: GW I, 439; GW X, 695; HA II, 19. – *190*: GW I, 415. – *191*: HA I, 349; GW XX, 780 f. – *192*: HA I, 408, 350 f. – *194*: HA I, 351 f. – *195*: GW I, 733. – *197*: HA I, 368. – *198*: HA I, 372 f. – *199*: HA I, 374. – *200*: BZelt III, 103, 113.

XVI

201: GW XV, 1125. – *202*: GW XV, 561 ff. – *204*: GJB 16, 1895, 20 ff. – *205*: HA XIV, 252. – *206*: GW XV, 509 f.; Max Nr. 649, 273; HA II, 23.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff 61
Ach! um deine feuchten Schwingen 161
Alexis und Dora 61
Als ich auf dem Euphrat schiffte 155
Am jüngsten Tag vor Gottes Thron 132
Am schönsten Tage 65
Amor als Landschaftsmaler 50
Amor bleibet ein Schalk 55
An den Mond 22
An des lust'gen Brunnens Rand 157
Anklang 168
Äolsharfen 148
Arm am Beutel, krank am Magen 82
Art'ges Häuschen hab ich klein 129
Atmosphäre 191
Auch von des höchsten Gebirgs 73
Axiom 131

Ballade 92
Behagen schaut nicht vorwärts 120
Bei einer großen Wassernot 131

Cäsarn wär' ich wohl nie 57
Cupido, loser, eigensinniger 52

Da du nun Suleika heißest 153
Dämmrung senkte sich von oben 29
Das Göttliche 46
Das Mädchen spricht 144
Daß Suleika von Jussuph entzückt war 152
Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt! 169
Deinem Blick mich zu bequemen 160
Dem aufgehenden Vollmonde 30
Der Besuch 53
Der du von dem Himmel bist 21
Der echte Moslem spricht vom Paradiese 165
Der Edelknabe und die Müllerin 141
Der fünfte Mai 104
Der getreue Eckart 91
Der Gott und die Bajadere 84
Der Morgen kam 9
Der neue Kopernikus 129
Der Schatzgräber 82
Der Totentanz 87
Der Türmer, der schaut zu Mitten der Nacht 87
Der untreue Knabe 80
Der Wandrer 134
Der Winter und Timur 102
Derb und tüchtig 127
Dichten ist ein Übermut 127
Die Königin steht im hohen Saal 89
Die Liebende abermals 145
Die Liebende schreibt 145
Die Nacht 19
Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen 111
Die Welt, sie ist so groß und breit 191
Dies zu deuten bin erbötig 156
Diese Richtung ist gewiß 95
Dieses Baums Blatt, der von Osten 155
Draußen am Orte 168
Du siehst so ernst, Geliebter! 144

Edel sei der Mensch 46
Ein Blick von deinen Augen in die meinen 145

Ein zärtlich-jugendlicher Kummer 33
Einlaß 166
Einig, unverrückt, zusammenwandernd 67
Epilog von Demoiselle Neumann 70
Epilog zum Trauerspiele »Essex« 98
Es klingt so prächtig 163
Er war – und wie bewegungslos 104
Es war ein Buhle frech genung 80
Euphrosyne 73

Fetter grüne, du Laub 44
Freisinn 128
Freund, wer ein Lump ist 131
Freundliches Begegnen 143
Füllest wieder Busch und Tal 22

Ganymed 41
Gedichte sind gemalte Fensterscheiben 14
Gefunden 59
Geistergruß 78
Gern verlass' ich diese Hütte 19
Gingo Biloba 155
Gott segne dich, junge Frau 134
Gute Menschen! so ein zartes 185
Gute Nacht! 176

Ha, ich bin der Herr der Welt 43
Herbstgefühl 44
Herein, o du Guter! du Alter, herein! 92
Heut und ewig 187
Heute steh' ich meine Wache 166
Hoch auf dem alten Turme steht 78
Hochbeglückt in deiner Liebe 154
Howards Ehrengedächtnis 192

Ich dacht', ich habe keinen Schmerz 148
Ich denke dein 97
Ich ging im Walde 59
Ich wandle auf weiter, bunter Flur 190
Ich zweifle doch am Ernst verschränkter Zeilen 147
Ihr liebt, und schreibt Sonette! 147
Im Felde schleich' ich still und wild 20
Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet 143
In tausend Formen magst du dich verstecken 151
Ist es möglich, Stern der Sterne 159

Ja! von mächtig holden Blicken 156
Jägers Nachtlied 20

Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga 94
Kommt nur kühnlich, kommt nur alle 79
Königlich Gebet 43
Kurz und gut 144

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten 128
Legende 173
Lichtlein schwimmen auf dem Strome 199
Lieblich ist des Mädchens Blick 111
Liebliches 109
Lied und Gebilde 16
Locken! haltet mich gefangen 162

Mag der Grieche seinen Ton 16
Mahadöh, der Herr der Erde 84
Mahomets-Gesang 37
Meine Göttin 5
Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen 53
Mich ergreift, ich weiß nicht wie 122
Möge Wasser, springend, wallend 157

Morgennebel, Lila 36

Nachklang 163
Nähe des Geliebten 97
Nicht feste Burg soll dich umschreiben! 121
Nicht Gelegenheit macht Diebe 153
Nicht mehr auf Seidenblatt 163
Niedergangen ist die Sonne 27
Nimmer will ich dich verlieren! 162
Notturno 25
Nun, so legt euch, liebe Lieder 176
Nun töne, Lied, mit eignem Feuer! 206
Nur im Widerschein das Schöne 15

O gib vom weichen Pfühle 25
O wären wir weiter 91
Ode an meinen Freund Behrisch 31
Offenbar Geheimnis 111
Offene Tafel 124
Ohne menschliche Gebrechen 115

Pandoras Wiederkunft 65
Pilgers Morgenlied 36
Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters 117

Römische Elegien 55

Sag', du hast wohl viel gedichtet 156
Saß ich früh auf einer Felsenspitze 50
Schwager Kronos 42
Schwebender Genius über der Erdkugel 197
Sechs Begünstigte des Hofes 173
Seefahrt 44
Seht den Felsenquell 37
Sei gefühllos! 31
Sich in Respekt zu erhalten 131
Sie haben dich, heiliger Hafis 111
Sie haben uns herausgeschickt 70
Sie kann nicht enden 146
Singen sie Blumen der kindlichen Ruh 195
Singet nicht in Trauertönen 24
So umgab sie nun der Winter 102
Sollt' ich mich denn so ganz an sie gewöhnen? 144
Sommernacht 27
Sonst war ich ein Freund von Narren 126
Spude dich, Kronos! 42
St. Nepomuks Vorabend 199

Taglang nachtlang stand mein Schiff befrachtet 44
Tischbeins Idyllen 144, 188
Tischlied 122
Todeslied eines Gefangenen 79
Töne, Lied, aus weiter Ferne 92
Tut ein Schilf sich doch hervor 189

Über allen Gipfeln 21
Übermacht, ihr könnt es spüren 130
Übers Niederträchtige 133
Um Mitternacht 198
Um Mitternacht ging ich 198
Und doch haben sie recht 112
Und Essex nicht? – Unselige, kein Wort! 98
Und wenn wir unterschieden haben 194
Unmöglich ists, dem Tag den Tag zu zeigen 187
Unterschieden ist nicht das Schöne 118
Urworte Orphisch 178, 180

Valet 126
Viel ist, gar viel mit Worten auszurichten 117
Viele Gäste wünsch ich heut 124
Von dem Berge zu den Hügeln 128

Von wem ich's habe, das sag' ich euch nicht 79
Vor Gericht 79
Vorschmack 165

Wanderers Gemütsruhe 133
Wanderers Sturmlied 35
Wanderlied 128
Wandrers Nachtlied 21
Was bedeutet die Bewegung? 158
Was doch Buntes dort verbindet 109
Was ist der Himmel 120
Was ist Weißes dort am grünen Walde? 94
Was machst du an der Welt? 133
Was wir froh und dankbar fühlen 188
Was wir in Gesellschaft singen 122
Warum ich wieder zum Papier mich wende? 145
Warum ist Wahrheit fern und weit? 133
Welcher Unsterblichen 5
Wen du nicht verlässest, Genius 35
Wenn Gottheit Camarupa 191
Wenn ich auf dem Markte geh 13
Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir schickte 146
Wenn ihr's nicht fühlt 120
Wenn in Wäldern, Baum an Bäumen 114
Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist 66
Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen 178, 180
Wie im Morgenrot 41
Wieder einen Finger schlägst du mir ein! 172
Wiederfinden 159
Wiegenlied dem jungen Mineralogen Wolfgang von Goethe 195
Willst du mich sogleich verlassen? 30
Wink 112
Wirket, Stunden, leichten Webens 116
Wirkung in die Ferne 89
Wohin? Wohin? 141
Wohl zu merken 194

Zierlich denken und süß Erinnern 189
Zueignung 9
Zum Sehen geboren 113
Zwischen Oben, zwischen Unten 197

I. »Gedichte sind gemalte Fensterscheiben . . .« 5
II. Nacht, Mond und Sterne 19
III. Freie Rhythmen 31
IV. Amor, der Schalk 49
V. »Alexis und Dora« 60
VI. »Euphrosyne« 70
VII. Balladen 78
VIII. Einfühlung, Nachbildung, Aneignung 94
IX. »Liebliches« 109
X. »Freisinn« 119
XI. Zwiegesang und Wechselrede 134
XII. Hatem und Suleika 151
XIII. »Buch des Paradieses« 165
XIV. »Urworte Orphisch« 177
XV. »Doch im Innern ist's getan . . .« 188
XVI. Nachbemerkung 201

Quellennachweis 208

Verzeichnis der Gedichte Goethes 212

HANSER
HANSE
HANS
HA
H

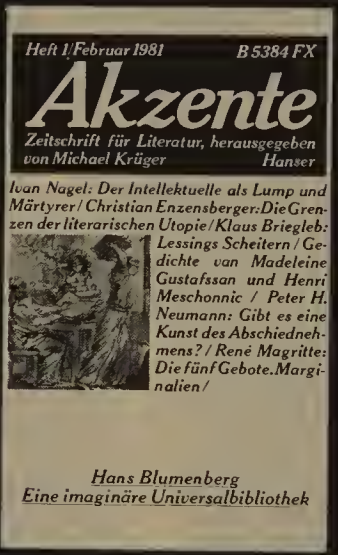
Unsere Klassiker sind keine Gipsköpfe.

Es gibt viele ehrenwerte, solide, verläßliche Klassiker – aber es gibt nur eine Hanser Bibliothek

Carl Hanser Verlag

HANSER
HANSF
HANS
HA
H

Die größte, bedeutendste Literatursammlung der Nachkriegszeit.


Heft 1/Februar 1981
B 5384 FX
Akzente
Zeitschrift für Literatur, herausgegeben von Michael Krüger
Hanser
Ivan Nagel: Der Intellektuelle als Lump und Märtyrer / Christian Enzensberger: Die Grenzen der literarischen Utopie / Klaus Briegleb: Lessings Scheitern / Gedichte van Madeleine Gustafsson und Henri Meschonnic / Peter H. Neumann: Gibt es eine Kunst des Abschiednehmens? / René Magritte: Die fünf Gebote. Marginalien /
Hans Blumenberg
Eine imaginäre Universalbibliothek

AKZENTE
Zeitschrift für Literatur
Hrsg. von Michael Krüger
Jährl. 6 Hefte mit je 96 Seiten
Einzelhefte DM 7,–
Jahresabonnement DM 36,–,
Studenten DM 31,20
jeweils + Porto

Über siebenundzwanzig Jahre hinweg haben sich die AKZENTE nicht nur als die einzige rein literarische Zeitschrift der Bundesrepublik behauptet, sie haben es auch von Anbeginn bis heute vermocht, Strömungen in der Literatur aufzuspüren, Richtungen zu weisen, Akzente zu setzen.

Carl Hanser Verlag

dtv weltliteratur

2001 Honoré de Balzac:
Tolldrastische Geschichten
Mit 425 Illustrationen von Gustave Doré
Dünndruck-Ausgabe

2004 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen:
Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch
Dünndruck-Ausgabe

2005 Stendhal:
Rot und Schwarz
Dünndruck-Ausgabe

2006 Honoré de Balzac:
Verlorene Illusionen
Dünndruck-Ausgabe

2007 Maxim Gorki:
Autobiographische Romane
Dünndruck-Ausgabe

2008 Emile Zola:
Nana
Dünndruck-Ausgabe

2009 Alexander S. Puschkin:
Erzählungen
Dünndruck-Ausgabe

2010 Charles de Coster:
Thyl Ulenspiegel
Mit 150 Holzschnitten von Frans Masereel
Dünndruck-Ausgabe

2011 Fjodor M. Dostojewskij:
Der Idiot
Dünndruck-Ausgabe

2012 Honoré de Balzac:
Szenen aus dem Privatleben
Dünndruck-Ausgabe

2014 Robert L. Stevenson:
Der Selbstmörderklub und andere Erzählungen
Dünndruck-Ausgabe

2015 Mark Twain:
Tom Sawyer und Huckleberry Finn
Dünndruck-Ausgabe

2016 Honoré de Balzac:
Glanz und Elend der Kurtisanen
Dünndruck-Ausgabe

2017 Maxim Gorki:
Drei Menschen
Die Mutter
Dünndruck-Ausgabe

2018 Adalbert Stifter:
Der Nachsommer
Dünndruck-Ausgabe

2019 Fritz Reuter:
Das Leben auf dem Lande (Ut mine Stromtid)
Dünndruck-Ausgabe

2020 E. T. A. Hoffmann:
Die Elixiere des Teufels
Lebens-Ansichten des Katers Murr
Dünndruck-Ausgabe

dtv weltliteratur

2022 Charles Dickens:
Die Pickwickier
Mit 42 Zeichnungen von Seymour und Phiz
Dünndruck-Ausgabe

2023 Maxim Gorki:
Ein Sommer
Das Städtchen Okurow
Matwej Koshemjakin
Dünndruck-Ausgabe

2024 Fjodor M. Dostojewskij:
Schuld und Sühne
Dünndruck-Ausgabe

2026 Johann Wolfgang Goethe:
Wilhelm Meisters Lehrjahre
Dünndruck-Ausgabe

2027 Fjodor M. Dostojewskij:
Die Dämonen
Dünndruck-Ausgabe

2028 Charles Dickens:
Weihnachtserzählungen
Mit den Zeichnungen der Erstausgaben
Dünndruck-Ausgabe

2029 Maxim Gorki:
Foma Gordejew
Eine Beichte
Das Werk der Artamonows
Dünndruck-Ausgabe

2032 Romain Rolland:
Johann Christof
3 Bände
Dünndruck-Ausgabe

2033 Heinrich von Kleist:
Sämtliche Erzählungen und Anekdoten

2034 Gottfried Keller:
Der Grüne Heinrich
Erste Fassung
Dünndruck-Ausgabe

2035 Maxim Gorki:
Konowalow und andere Erzählungen
Dünndruck-Ausgabe

2036 Charles Dickens:
Große Erwartungen
Mit 21 Illustrationen von F. W. Pailthorpe
Dünndruck-Ausgabe

2037 Märchen der Welt
Band 1
Südeuropa

2038 Märchen der Welt
Band 2
Mittel- und Nordeuropa

2039 Märchen der Welt
Band 3
Amerika

2040 Märchen der Welt
Band 4
Asien

2041 Märchen der Welt
Band 5
Afrika und Ozeanien
alle 5 Bände
in Dünndruck-Ausgabe

dtv weltliteratur

2043 Fjodor M. Dostojewskij:
Die Brüder Karamasow
Dünndruck-Ausgabe

2044 Gustav Freytag:
Soll und Haben
Dünndruck-Ausgabe

2045 Leo N. Tolstoi:
Anna Karenina
Dünndruck-Ausgabe

2047 Margarete von Navarra:
Das Heptameron
Dünndruck-Ausgabe

2048 Johann Wolfgang Goethe:
Die Leiden des jungen
Werther
(Hamburger Ausgabe)

2049 Robert Louis Stevenson:
Die Abenteuer des
David Balfour
Dünndruck-Ausgabe

2050 Wilhelm Hauff:
Sämtliche Märchen

2051 Fritz Reuter:
Autobiographische
Romane
Dünndruck-Ausgabe

2052 Maxim Gorki:
Der Vagabund und andere
Erzählungen
Dünndruck-Ausgabe

2053 Jean Paul:
Flegeljahre
Dünndruck-Ausgabe

2054 Fjodor M. Dostojewskij:
Der Jüngling
Dünndruck-Ausgabe

2055 Fritz Reuter:
Das Leben im Paradiese
Dünndruck-Ausgabe

2056 Achim von Arnim:
Erzählungen

2057 Herman Melville:
Moby Dick
Dünndruck-Ausgabe

2058 Fjodor M. Dostojewskij:
Erniedrigte und
Beleidigte
Aufzeichnungen aus
einem toten Hause
Dünndruck-Ausgabe

2059 Edgar Allan Poe:
Detektivgeschichten

2060 Miguel de Cervantes:
Don Quijote
Mit 24 Illustrationen
von Grandville
Dünndruck-Ausgabe

2061 Die schönsten
Geschichten aus Thule

2062 Charles Dickens:
Oliver Twist
Mit 23 Illustrationen
von Cruikshank
Dünndruck-Ausgabe

2063 Carmina Burana
Zweisprachige Ausgabe
Dünndruck-Ausgabe

dtv weltliteratur

2065 Georg Büchner:
Werke und Briefe

2066 Theodor Fontane:
Vor dem Sturm
Dünndruck-Ausgabe

2067 Johann Wolfgang Goethe:
Die Wahlverwandtschaften (Hamburger Ausgabe)

2068/2073 Plutarch:
Große Griechen und Römer. 6 Bände

2074 Johann Wolfgang Goethe:
Faust I und II

2075 Gustave Flaubert:
Madame Bovary
Dünndruck-Ausgabe

2076 Iwan A. Gontscharow:
Oblomow
Dünndruck-Ausgabe

2077 Deutsche Lyrik
vom Barock bis zur Gegenwart

2078 François Villon:
Das große Testament
Zweisprachige Ausgabe
Mit 39 Illustrationen
von M. Vallazza

2079 Theodor Fontane:
Frau Jenny Treibel

2080 Mark Twain:
Leben auf dem Mississippi

2081 Fjodor M. Dostojewskij:
Der Spieler

2082 Heinrich Heine:
Atta Troll
Deutschland.
Ein Wintermärchen

2083 Oscar Wilde:
Das Bildnis des Dorian Gray

2084 Aristophanes:
Sämtliche Komödien
Dünndruck-Ausgabe

2085 Richard Wagner:
Die Musikdramen
Dünndruck-Ausgabe

5959 Antoine de Saint-Exupéry
Gesammelte Schriften
3 Bände
Dünndruck-Ausgabe

dtv

»Deutschland fragt nach Gedichten
nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
lärmt, bis jeglicher sich
wundernd ans Fenster begibt!«

Goethe

KH-452-719

DM 6.80